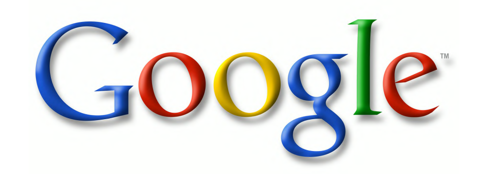


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

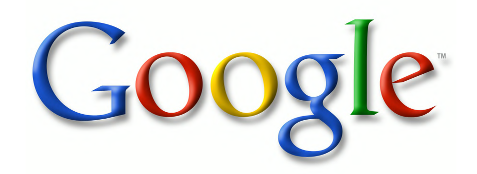
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LC2106
D87
1885


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Der Weg

zur

höheren Berufsbildung der Frauen

und die

Lehrweise der Universitäten.

Von

Dr. E. Dühring.

Zweite,
verbesserte und mit Gesichtspunkten für Selbstausbildung
und Selbststudium erweiterte Auflage.

Leipzig.
Fues's Verlag (R. Reisland).
1885.

Vorrede.

Im März 1876 wurde im Berliner Rathhaus von mir über höhere Berufsbildung der Frauen ein Vortrag gehalten, der nicht nur bei dem zahlreich und in beiden Geschlechtern gleichmässig vertretenen Publicum beifällige Aufnahme fand, sondern auch durch die sich in weiteren Kreisen verbreitenden Grundgedanken allgemeineres Aufsehen erregte. Den Aufforderungen, jenen Vortrag in andern Versammlungen zu wiederholen, konnte ich nicht entsprechen, und so entschloss ich mich, um dem auch sonst mir vielfach nahegetretenen Wunsche, meine Auffassung des Gegenstandes näher kennen zu lernen, gehörig nachzukommen, dazu, eine selbständige Bearbeitung des Thema erscheinen zu lassen. Der Umstand, dass jener Vortrag die Veranlassung, wenn auch nicht die eigentliche Ursache meiner Beseitigung von einer Berliner Vorlesungsanstalt für Frauen, dem Victoria-Lyceum, gewesen, machte die vorletzte Nummer dieser Schrift, mit ihrem mehr als blos persönlichen Inhalt, nothwendig. Wie gross überhaupt die Hemmungen sind, die von Seiten der Scheinwissenschaft und des gelehrten Unwesens den wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bestrebungen der Frauen in den Weg gelegt werden, mag man aus meiner Kennzeichnung der Tendenzen entnehmen, die sich in den gelehrten Zünften und dem zugehörigen Unterrichtssystem im Sinne mittelalterlicher Ueberlieferung und gegenwärtiger Corruption verkörpert haben.

Nicht blos in ihrer ersten Entstehung, sondern nach ihrem ursprünglichen Erscheinen Herbst 1876 auch bald in ihren weiteren Wirkungen, hat die, nun wieder neu vorliegende Schrift ganz besondere Schicksale gehabt. Sie wurde Sommer 1877 neben dem Preiswerk des Verfassers über die Principien der Mechanik mit ihrer Kennzeichnung der Universitätszustände für die Berliner Universität einer der Vorwände, die schon lange vorbereitete

Remotion des vierzehn Jahre lang fungirenden Privatdocenten zu bewerkstelligen. Die gegen mich agirenden Figuranten vom Gelehrtenstande hatten sich jedoch gegen ihr Erwarten hiemit etwas in Scene gesetzt, wodurch die Universitätszeichnungen dieser Schrift nicht blos reichlich, z. B. durch viele Tausende von Studentenaufrufen, im Inlande bekannt wurden, sondern auch mehrfach im Auslande widerhallten. An diese ganze Bewegung kann ich hier nur erinnern. In meinem Buch „Sache, Leben und Feinde" ist ihr ein besonderes Capitel gewidmet und ist auch das mit der vorliegenden Schrift Zusammenhängende erläutert.

Die erheblicheren Zusätze in dieser neuen Auflage wird man bisweilen schon aus den Zeitberufungen erkennen. Der neu hinzugekommene letzte Abschnitt behandelt ein, wenn sich auch verwandt anschliessendes, doch zugleich selbständiges Thema, nämlich wieviel weiter sich ohne die Anstalten und trotz ihrer mit Selbstausbildung und gutgewähltem Bücherstudium kommen lasse.

Nun noch ein paar Aeusserlichkeiten! Der Abdruck des Verzeichnisses meiner Schriften am Ende der vorliegenden ist insofern auch ein zugehöriger Bestandtheil, als er bei den im Verlauf der Darstellung vorkommenden Anführungen die Umständlichkeiten vollständiger Titelangaben einfürallemal erspart. — Der in andern Vorreden von mir geübten und begründeten Gewohnheit gemäss habe ich auch diese in jedem Exemplar mit Federunterzeichnung versehen.

Zehlendorf bei Berlin, im April 1885.

E. Dühring

Inhalt.

1. Begrenzung der Aufgabe.

Es ist ein Zeichen des Ueberganges zu einer höheren Civilisation, dass die weiblichen Bestrebungen, die überlieferte gesellschaftliche, materielle und geistige Vormundschaft abzuthun, zugleich an ideeller Kraft und praktischer Nachdrücklichkeit erheblich gewinnen. Die wirthschaftlich materielle Seite der Frauenfrage ist der praktisch wichtigste Ausgangspunkt für alles Uebrige. Die socialökonomische Berufsstellung des Weibes entscheidet durchschnittlich auch über das Maass höherer Bildung. Nur was sich an Bildungsnothwendigkeit aus den Erfordernissen des Berufs nothgedrungen ergiebt, kann für die grosse Zahl durch öffentliche Einrichtungen wirklich gesichert sein. Der blosse Reiz des Wissens ist zwar der edelste Beweggrund des höchsten Bildungsstrebens, wirkt aber nur ausnahmsweise und hat bisher noch nie jene breite Grundlage zu schaffen vermocht, welche den sozusagen mittleren Menschen, also die zahlreichen Gruppen umfasste. Es ist also auch aus diesem höheren Gesichtspunkt erforderlich, die Hebel im Gebiet der Berufszweige anzusetzen. Auch sollen sich die folgenden Darlegungen, mit Ausnahme des letzten Abschnitts, um die wissenschaftliche Bildung durchaus nicht an sich selbst, sondern nur insoweit kümmern, als eine solche Bildung für das höhere Berufsleben nothwendig ist und sich daher von selbst einfindet, wo die neuen gesellschaftlichen Functionen den Frauen zugänglich werden.

Im Haushalt der Gesellschaft spielen der höhere Lehrerberuf und die ärztlichen Verrichtungen eine Rolle, die theils gar nicht, theils nur missbräuchlich einen politischen Charakter hat. Dagegen gehört die Thätigkeit des juristischen Sachwalters und vollends die des Richters schon in das staatliche Gebiet. Wer daher das Studium des Rechts oder gar der eigentlichen Verwaltung mit Rücksicht auf die auch in dieser Richtung berechtigten

Ansprüche der Frauen erörtern will, muss nicht etwa blos das Stimmrecht und die Theilnahme an den volksvertretenden Versammlungen, sondern noch weit Mehr zuvor erledigt haben. Der politische Theil der Frauenfrage führt sehr weit; er lässt sich sogar nur in Zusammenhang mit den socialitären Grundfragen der ganzen Gesellschaftsverfassung entscheiden. Eine Behandlung, die da glaubt, mit ihm in isolirter Weise vorgehen zu können, ist theoretisch und praktisch auf einem Abwege. Bei dem heutigen Stande der Sache wird die politische Frauenfrage zu einem Theil der allgemeinen socialen Frage, und es ist auf den wenigen Bogen, die hier zur Verfügung stehen, wohl ein in sich abgerundetes Ganze, aber eben nicht eine Ausführung des politischen Thema in Absicht. Trotz der Ueberzeugung von der vollen Berechtigung eines rein politischen Programms, kann man dennoch ein engeres und für den Augenblick, wenigstens auf deutschem Boden, unmittelbarer zugängliches Gebiet abgrenzen, auf welchem sich die gesellschaftlich nicht rückläufigen Ansichten weit eher gedanklich und thatsächlich zusammenfinden mögen, als wenn man in Verhältnisse ausgreift, deren Verwirklichung erst einer späteren Zukunft angehören kann. Wo man die letzten, am Horizonte der Zukunft absehbaren Aussichten zu entwerfen sucht, wie dies auch vom Verfasser der vorliegenden Schrift in systematischen Grundwerken volkswirthschaftlich politischer und allgemein philosophischer Art geschehen ist, da hat man auch in allen Hauptrichtungen mit den Gestaltungen des Geschlechterrechts abzurechnen und nicht blos die durch Freiheit veredelte Ehe, sondern auch die politischen und socialen Gleichheitsansprüche des Weibes in den Grundformen festzustellen. Wo jedoch, wie in der Abgrenzung der jetzt zu behandelnden praktischen Angelegenheit, die heutige Gesellschaftsverfassung in ihren Hauptzügen nicht blos der Anknüpfungspunkt ist, sondern auch einen Rahmen bildet, innerhalb dessen schon erhebliche Reformen möglich sind, da wäre es Thorheit, die Auseinandersetzung mit den alten Vorurtheilen noch durch die ganz unnöthige Hineinziehung weiterer Ausblicke zu stören. Namentlich würde es aber schädlich sein, die Eröffnung höherer Berufszweige für das weibliche Geschlecht so erscheinen zu lassen, als wenn sie mit den eigentlich politischen Interessen verwachsen müsste. Grade die Abtrennung eines, ohne durchgreifend politische Umänderungen durchführbaren Gebiets der socialökonomischen Verbesserung der Lage

des weiblichen Geschlechts liefert einen sozusagen taktischen Vortheil, indem auf die Phalanx der Vorurtheile auf einem Punkte losgegangen werden kann, wo das alte Regime seine grössten Gebrechlichkeiten zeigt und nur noch von einer Falstaffgarde vertheidigt wird.

Auch hat die Eröffnung höherer wissenschaftlicher Berufszweige oder, wie man es auch nennt, der gelehrten Verrichtungen vor dem anderweitigen Streben nach niedriger belegenen Gewerbsthätigkeiten einen Vortheil voraus. Im Bereich der gewöhnlichen Gewerbe und Künste geräth das Weib viel leichter in falsche Hantirungen, und so viel auch über die unteren und mittleren Erwerbsgelegenheiten gesagt und was auch in dieser Richtung schon geschehen sein mag, so ist doch die Frage der wirthschaftlichen Arbeitstheilung auf diesem Felde noch keineswegs gehörig entschieden. Eine geeignete Sonderung der Arbeitsverrichtungen und geschäftlichen Functionen wird oft genug verfehlt. So ist es beispielsweise äusserst fraglich, ob grade die aufreibende Setzerarbeit in den Druckereien in erster Linie seitens der Frauen eine Berücksichtigung zu erfahren verdient. Versperrt soll überhaupt keine thatsächlich mögliche Function sein; aber bei allseitig vollständiger Freiheit und Gelegenheit sollen eben Auswahl und Erprobung erst darüber entscheiden, was für die Anlagen, Neigungen und Leistungsfähigkeiten zweckdienlich ist. Je mehr man sich der untersten Schicht der Frauenwelt nähert und die Kreise der gewöhnlichen Arbeiterinnen in Betracht zieht, um so plumper zeigen sich die Ansprüche, die man fast ohne Unterscheidung zwischen Männern und Weibern eben auch an die letzteren macht. Die Beschaffung billiger Arbeitskraft ist hier der leitende Grundsatz aller unternehmerischen Auswahl, und in ähnlicher Weise wird einige Stufen nach oben oft genug mit humanitärem Heiligenschein die ganz gemeine Selbstsucht umgeben, die sich unter den sogenannten gebildeten Theilen des weiblichen Geschlechts ein neues Bewirthschaftungsfeld aufspürt.

Solchen Widerwärtigkeiten und hiemit auch aller Zweideutigkeit oder wenigstens sachlichen Zweiseitigkeit entgeht man, sobald es sich um die Berufsarten handelt, zu denen eine höhere wissenschaftliche Vorbildung vorausgesetzt wird. Hier hat das Unternehmerthum theils gar keinen theils weniger Spielraum, und wenn die wirthschaftliche Billigkeit der Leistungsfähigkeit in Frage kommt, so geschieht dies unmittelbar dem Gesammtinteresse

der Gesellschaft und nicht einzelnen Unternehmern gegenüber. Es ist alsdann jene natürliche Billigkeit oder, mit andern Worten, ein geringstes Maass von Kostenaufwand, was, wenn es in allen Verrichtungen verallgemeinert gedacht wird, der ganzen Gesellschaft und mithin auch denen zu Gute kommt, die eben nur die natürlichen Productionskosten in gerechter Weise empfangen. Die Sorge für Wissen und Gesundheit muss auf dem kürzesten und sparsamsten Wege vorgehen, grade wie die Befriedigung jedes andern Bedarfs, und deswegen ist die Einreihung der weiblichen Kräfte ein volkswirthschaftlicher Vortheil und würde dies im höchsten Maasse eben dort sein, wo die natürlichen Ersparungen an sonst müssig bleibender Arbeitskraft Allen und Jedem zustattenkommen. Letzteres ist aber in den selbständig ausgeübten wissenschaftlichen Berufszweigen noch am meisten der Fall. Die zweckmässige Vermehrung der höheren Unterrichtskräfte und des dem Preise nach in gehörigem Maasse benutzbaren ärztlichen Beistandes ist ein Erforderniss, welches schon an sich selbst die Einführung der Frauenthätigkeit in die höheren Gebiete rechtfertigen würde. Es sind jedoch in erster Linie diejenigen Gründe geltend zu machen, die mit Stellung und Rolle des weiblichen Geschlechts in unmittelbarer Beziehung stehen.

2. Befähigungsfrage.

Von denjenigen gelehrten Berufsarten, die gegenwärtig auf Universitätsstudium beruhen, sind für die Frauen zunächst zwei volle Drittel in Anspruch zu nehmen. Scheidet man nämlich das juristische Fach vorläufig noch aus, so bleiben von den üblichen vier Facultäten, da die Theologie nicht als Wissenschaft, sondern nur als Glaubenschaft und mithin aus dem modernen Gesichtspunkt für Null zu rechnen ist, am allerwenigsten aber bei vorwärts strebenden Frauen die Verirrung in das Priesterthum erträglich wäre, — so bleiben also von den drei zurechnungsfähigen Facultäten die medicinische und die sogenannte philosophische, aber hiemit eben auch zwei Drittel des gelehrten Berufswesens verfügbar. Jene philosophisch genannte Facultät hat praktisch nur die Bedeutung, Lehrer für die Gymnasien und Realschulen auszubilden, und alles Uebrige an ihr ist thatsächlich ein für die gesellschaftlichen Functionen bedeutungsloses Anhängsel. Es ergeben sich hienach der ärztliche und der höhere Lehrerberuf als

die beiden Hauptverrichtungen, in denen die Vergleichung von dem, was die Frauen zu leisten haben, mit dem, was jetzt auf Universitäten geschieht, von Bedeutung werden muss.

Wenn hier zunächst an das blosse Universitätsstudium angeknüpft und modernere Gestaltungen, wie namentlich die polytechnischen Schulen, vorläufig ausser Betrachtung gelassen werden, so geschieht dies, theils um die Erörterung zu vereinfachen, theils um grade die wurmstichigsten Stellen des hohen Unterrichtswesens mit Rücksicht auf die Neuschöpfung weiblicher Studieneinrichtungen um so eindringlicher betrachten zu können. Wer im Hohlraum der universitären Bildung, beziehungsweise Verbildung, seine Aufmerksamkeit scharf nach allen Seiten gerichtet hat und aus der von mittelalterlichen Nebeln noch stark verdickten Luft in ein freieres, weniger getrübtes Bereich ausblickt, wo sich die modernen Grundsätze ungehemmt von jenen düstern oder schädlichen Bedrückungen entwickeln wollen, — der kann nicht umhin, gleich von vornherein etwas Anderes zu fordern, als etwa eine blosse Einverleibung der Frauenwelt in das bisherige Universitätswesen. Er wird von der Macht der neuen, durchgreifend aufklärenden Grundsätze und Wissensbestandtheile zu gross denken, als dass er wünschen könnte, das weibliche Geschlecht möchte den alten gelehrten Zunftüberlieferungen ohne Weiteres überantwortet werden und hiemit die Angelegenheit als im grössten Maassstabe erledigt gelten.

Grade umgekehrt wird es darauf ankommen, den weiblichen Fähigkeiten eine Bethätigungsstätte zu schaffen, auf welcher sie ihre ganze Tragweite zu bekunden vermögen. Die alte Unterrichtsverfassung und zugehörige Lehrart ist für diesen Zweck am wenigsten geeignet; denn sie ist es, welche mit ihrem unnützen Gelehrsamkeitsgerölle und ihrer überallhin verzweigten philologischen Pedanterie die Frauenwelt in der That in Gefahr bringen muss, blaustrümpfig auszuarten, nicht weil das hohe wissenschaftliche Studium an sich selbst das Weib aus seiner natürlichen Bahn brächte, sondern weil die männlichen Blaustrümpfe, die in der Gelehrsamkeit und auf den Universitäten hausen, es ihrerseits an der Mittheilung dieser schönen Eigenschaft an das andere Geschlecht nicht würden fehlen lassen. Ein heutiger Molière würde in erster Linie nicht die gelehrten Frauen, sondern die gelehrten Männer mit seiner Komik bedenken müssen, und im Grunde hat sich auch der alte Molière nur über solche weibliche

Unternehmungen belustigt, die auf eine Nachäfferei dessen hinausliefen, was bereits an den Männern in verkehrtester Weise angetroffen wurde.

Stellt man also die Frage nach den Fähigkeiten der Frauen derartig, dass man zugesehen wissen will, ob das weibliche Geschlecht mit dem männlichen in der gewöhnlichen Manier des Studiums wetteifern könne und solle, so ist mit einem Nein zu antworten, aber mit einem Nein, welches in einem ganz andern als dem gewöhnlichen Sinne des philiströsen Absprechens verstanden sein will. Die Frauen sind für das heutige gelehrte Studium, wie es thatsächlich ist, allerdings nicht recht befähigt, aber nur darum, weil es ihnen, solange sie auf ihrem natürlichen Wege freier und zeitgemässer Bestrebungen bleiben, nicht in den Sinn kommen sollte, sich die alte Zwangsjacke mittelalterlicher Hochschulung anlegen zu lassen. Nicht sie sind für das Studium, sondern das Studium ist für sie unzulänglich. Ihre Fähigkeiten sind nicht etwa zu schwach, sondern im Gegentheil in ihrer natürlichen Unverschultheit zu stark, um die alte Lehrmanier und deren trüben Schlendrian zu ertragen. Das weibliche Geschlecht ist im Bereich der Wissenschaft und der zugehörigen Berufe ein neues Element und muss unwillkürlich verjüngte Gebilde an die Stelle der altersschwachen Gattungen des Gelehrsamkeitsbetriebs bringen. Es muss mit seinen noch unverschulten Fähigkeiten verhältnissmässig noch mehr leisten, als beispielsweise im Gemeinleben eine jugendliche Colonialgesellschaft vermag. Die letztere wird die Ueberlieferungen des Ursprungslandes unter neuen und freieren Verhältnissen zu frischen und wesentlich veränderten Gestaltungen ausbilden, aber dabei doch auch noch viel Vorurtheile und Thorheiten in die neue Erde mitverpflanzen. Die Ausmerzungen des chinesenhaft Verknöcherten werden sich zwar unter den neuen Lebensbedingungen zum Theil von selbst machen; aber dennoch ist diese Lage keine so günstige, wie diejenige der Frauenwelt in dem vorliegenden Falle. Einer verrotteten Verbildungsart gegenüber, deren üble Wirkungen im Praktischen immer greifbarer werden, hat das Weib, wo es den Boden der Wissenschaft und ihrer Anwendungen betritt, nunmehr von Natur- und Geschichtswegen den Beruf, die modernen Antriebe der Umschaffung der wissenschaftlichen Welt in sich aufzunehmen und an seinem Theil unter Widerstand gegen die verkehrten Zumuthungen durchzusetzen. Dieser heilsame Wider-

stand wird ihm um so leichter werden, als es noch mit keiner ihm vererbten Gelehrsamkeitsgewohnheit falscher Art belastet ist und eben nur von den natürlichen Interessen des Wissens und wissenschaftlich nützlichen Waltens bestimmt wird.

Ob die weibliche Körper- und Gehirnverfassung zu schöpferischen Leistungen höchster Art in den schwierigsten Wissensgebieten befähige, ist für unsern praktischen Zweck eine müssige Frage. Da aber die Verneinung derselben so oft als Einwand gegen die weibliche Betheiligung an gelehrten Berufsarten ausgespielt worden ist, so sei hier doch wenigstens darauf hingewiesen, wie das Genie oder, mit andern Worten, die etwas Neues schaffende Fähigkeit mit den gelehrten Hantirungen des Arztes oder Lehrers eben selbst nichts zu schaffen hat. Die paar Dutzende wahrhaft schaffender Naturen ersten Ranges, die in jeder Gattung die ganze Menschheitsgeschichte hindurch allenfalls zusammenzuzählen sind, hatten Eigenschaften, die man doch sicherlich nicht bei den Tausenden suchen wird, die eben nur mit hervorragenden Talenten thätig waren, und wiederum die wenn auch geringeren, so doch ausgezeichneten und werthvollen Vorzugskräfte dieser Tausende werden gleichgültig bleiben, wo es sich um das durchschnittliche Maass von Können und Wissen handelt, welches alltäglich zur gemeinen Ausfüllung eines Berufs genügen muss. Der Durchschnittsarzt und der Durchschnittslehrer werden so ziemlich aus jedem Holze zu schnitzen sein, wenn nur die Schnitzmaschine ins Spiel gesetzt wird. Man muss von der wissenschaftlichen Formung der Menschen nur nicht zu hoch denken oder gar die Eitelkeit auf blosse Dressur unbesehen gelten lassen. Das Durchschnittserzeugniss ist, wie die Dinge heute stehen, nun einmal eine Waare, die sich in den gelehrten Fabriken stets fertigen lässt, wenn nur der gewöhnliche Rohstoff und die Bearbeitungskosten nicht fehlen. Dieser Rohstoff ist irgend ein lebendes Wesen von der Gattung Mensch, von irgend einer Race und irgend einem Stamm, wobei so gewaltige Unterschiede unterlaufen, dass es wohl die grösste aller Thorheiten sein würde, die Weiber nicht einmal als einen solchen Rohstoff gelten lassen zu wollen. Wo die dicksten Schädel und plattesten Köpfe, wo sogar die Hebräer, d. h. ein zur Wissenschaft ungeschickter Stamm, noch immer gutgeheissenes Material bleiben dürfen, da sollten Frauen, weil sie eben weiblichen Geschlechts

sind, ungeachtet einer oft unvergleichbaren Ueberlegenheit ihres Verstandes, als von der Natur ausgeschlossen gelten?

An bedeutenden Leistungen in den schwierigsten Wissenschaften hat es unter den Frauen nicht gefehlt. Um nur an das grösste Beispiel der letzten hundert Jahre zu erinnern, so überragte im Gebiet der Mathematik Sophie Germain Schaaren von Professoren und Akademikern. Die hundertjährige Wiederkehr ihres Geburtsjahres (1776) erinnerte, wenn auch freilich ganz geräuschlos und nur für den denkenden Geschichtsschreiber der Wissenschaft daran, was bisher das Loos solcher weiblichen Auszeichnungen gewesen ist. Sophie Germain hatte zwar die Anerkennung Lagranges, des grössten Mathematikers der letzten hundert Jahre, für sich, von dem Beifall nicht zu reden, den sie von Seiten der Grössen niedern Ranges, wie namentlich von einem Gauss, einerntete. Verglichen mit den heute tonangebenden oder, besser gesagt, an der Oberfläche befindlichen, selbstverständlich männlichen Persönlichkeiten, stellte sie eine Figur vor, die offenbar theils durch speciell mathematische Vorzüge theils durch Ueberlegenheit des Gesammtgeistes im Ganzen einen so bedeutenden Eindruck macht, dass ein Hinausragen ihrer Fähigkeiten über die Anlagen, mit denen heute die Tagesautoritäten ausreichen, für den Kenner der Geschichte und Gegenwart der Mathematik keinem Zweifel unterworfen ist. Ueberdies war sie eine feinsinnige Denkerin über allgemeine Wissenschaft und Philosophie, und wer sich für die Ergebnisse ihres freien Blicks in dieser Richtung interessirt, mag ausser den Anführungen in meiner Geschichte der Mechanik auch die Gesammtkennzeichnung nachlesen, mit der ich ihr in meiner Geschichte der Philosophie eine auf diesem Gebiet noch ungewohnte Erinnerung zu stiften versucht habe. Aber alle jene vorzüglichen Eigenschaften und Leistungen haben es dennoch nicht bewirken können, dass der Name Sophie Germains gebührend zur Erwähnung gelangt. Der Neid der kleingeistigen Autoritätchen, die tief unter ihr stehen, regt sich jedesmal, wenn die wissenschaftlichen Leistungen eines Weibes neben den hölzernen Gestellen der gemeinen männlichen Fabrikwaare an Hauptprofessoren und Hauptakademikern in Frage kommen. Es sind daher nur die höchstbegabten und daher neidlosen Naturen, die gleich einem Lagrange für solche Fähigkeiten und Verdienste die gebührende Werthschätzung haben konnten.

Wenn die Beispiele ersten Ranges, verglichen mit denen zweiter und dritter Ordnung, nur spärlich oder gar vereinzelt anzutreffen sind, so entspricht dies nicht etwa blos jener Seltenheit des Vorzüglichen, die der Männer- und Frauenwelt gemeinsam ist, sondern es kommt im Bereich des weiblichen Geschlechts auch noch der hochwichtige Umstand hinzu, dass hier Anregung und Gelegenheit zum Wissenschaftsbetrieb fast gänzlich gefehlt haben. Die gesellschaftlichen Einrichtungen beliessen das Weib ausserhalb der gelehrten Verrichtungen, während innerhalb der Männerwelt die Industrie der Gelehrtenausbildung ihren allgemeinen Rohstoff, das Menschenmaterial, fortwährend in bestimmten Mengen verarbeitete. Bei letzterer Massenproduction mussten sich ab und zu einzelne besonders gelungene Exemplare ergeben; denn nach Grundsätzen der Wahrscheinlichkeitsveranschlagung sind nur bei einer grossen Auswahl regelmässige Aussichten vorhanden, gelegentlich etwas von Natur Besseres und zugleich in der wissenschaftlichen Cultur Erfolgreicheres hervorzuziehen. Die Frauen sind aber nur in rein zufälliger Weise und ganz nebenbei dazu gelangt, an der Pflege der Wissenschaften theilzunehmen. Kein Wunder daher, dass sie in der Wissenschaftsgeschichte nur ausnahmsweise mit eigentlichen Grössen vertreten sind.

In den Zwischen- und Halbwissenschaften, die unter dem Niveau des strengen Denkens und der Mathematik stehen, haben sich übrigens in neuster Zeit die weiblichen Betheiligungsfälle vermehrt, aber nichts weiter bewiesen, als dass auch hier die gewöhnlichen Auszeichnungen sehr wohl mit den entsprechenden männlichen gelehrten Existenzen zu concurriren im Stande sind und dies noch mehr vermögen würden, wenn sie sich nicht durch den falschen Autoritätsrespect, der in ihnen der Männerliteratur gegenüber unwillkürlich wirksam ist, beengt und niedergehalten fänden. Miss Martineau, die Bearbeiterin des berühmten französischen Philosophen August Comte, die Schriftstellerin in populärer Volkswirthschaftslehre und die Urheberin eines Werks über die neuste Geschichte Englands, kann immerhin als achtbares Beispiel für das in den Halb- und Zwischenwissenschaften regsam gewordene und nicht ohne Erfolg gebliebene Frauenstreben gelten. Auch die Frau Stuart Mills, des Logikers und Nationalökonomen, der sich den Fortschritt des weiblichen Geschlechts zur gesellschaftlichen und politischen Selbständigkeit wohl unter den früheren Autoren am meisten hat angelegen sein

lassen, — auch die Frau Stuart Mills ist nach der selbstbiographischen Angabe ihres Gatten dem letzteren oft genug eine gute Strecke voraus gewesen. Sie hat einen nicht unerheblichen Einfluss auf seine Schriften ausgeübt und ihr Antheil an denselben ist ein um so wichtigeres Zeugniss für die weibliche Befähigung, als man einen Stuart Mill doch schon zu den wissenschaftlichen Arbeitern zweiter Ordnung rechnen muss.

Um auch das von der eigentlichen Wissenschaft und ihrer praktischen Anwendung am weitesten abstehende Gebiet nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, so haben sich grade in der Belletristik die Frauen bereits am umfassendsten und verschiedentlich auch mit hervorragenden Leistungen geltend gemacht. Als Schriftstellerinnen schlechtweg sind sie thatsächlich in der Literatur schon einigermaassen eingebürgert, und dies ist offenbar die Folge davon, dass man ihnen nie so entschieden, wie im Arbeiten an der Wissenschaft, so auch etwa im Spielen mit der schöngeistigen Puppe hinderlich gewesen ist. Schon ihre Durchschnittsbildung bringt sie mit besserer oder schlechterer Belletristik und Allem, was daran angrenzt, mehr oder minder in Berührung, und vom Lesen zum Schreiben ist bei begabteren Naturen in diesem Genre kein grosser Schritt. Es giebt hier sogar Beispiele einer höheren, ja vielleicht in einer gewissen Beziehung allenfalls hoch zu nennenden Ordnung von Leistungen, wofür George Sand ein sich der Erinnerung unwillkürlich aufdrängender Fall ist. Diese Frau stand mit ihrer schriftstellerischen Kunst doch wahrlich über einer Anzahl der namhaftesten Schöngeister, die man bei uns, wie z. B. die Gutzkow, Gustav Freytag, Berthold Auerbach u. dgl. zu den ersten Roman- und Novellenvirtuosen gezählt und wohl gar zu grossen Schriftstellern gestempelt hat. Das weibliche Geschlecht sollte jedoch auf die Auszeichnungen dieses Genres nicht zu stolz sein. Es möge bedenken, dass die Fähigkeiten, die sich hier zeigen, zwar bei den Männern ganz unbedenkliche künstlerische Verdienste im Gefolge haben können, in der Frage der weiblichen Freiheit aber darum nicht so wichtig sind, weil jenes Spiel mit der schöngeistigen Puppe den Weibern als eine unschuldige, wenig emancipatorische Beschäftigung noch am ehesten gegönnt wird. Es handelt sich aber grade darum, aus diesem Unterhaltungsgebiet herauszukommen und dem Ernst des Wissens und Lebens näherzutreten. Ueberhaupt wird die Bildungsfähigkeit zu allerlei künstlerischen

Leistungen dem Weibe am wenigsten bestritten und der Weg dazu am wenigsten verlegt werden. Es ist aber nöthig, da einzudringen, wo sich die Bollwerke des bisherigen männlichen Monopols am ungefügigsten und die Vorurtheile am verstocktesten erweisen.

3. Aerztliche Thätigkeit.

Die praktische Anwendung der Wissenschaft findet sich in ihrer vollen Unmittelbarkeit nur da, wo durch sie auf das materielle Wohl und auf die Gesundheit der Menschen eingewirkt wird. Der blosse Lehrerberuf ist sozusagen eine Zwischenthätigkeit und ist es am meisten da, wo er nicht die Anwendung der Wissenschaft auf das Leben, sondern nur die Beschaffung von allgemeiner oder vorbereitender Bildung zum Zweck hat. So werthvoll letzteres Ziel auch an sich selbst ist, so kann es doch in der Frauenfrage zunächst praktisch nur an zweiter Stelle in Betracht kommen. Der Gang der Dinge wird und muss hier derselbe sein, der er sonst bezüglich der männlichen Bildungsinteressen in der ganzen Geschichte gewesen ist. An die Bedürfnisse der praktischen Verrichtungen haben sich Forschung und Studium angeknüpft, und die nothwendigen gesellschaftlichen Functionen sind die Träger, Erhalter und Vermehrer einer Bildung gewesen, die nebenbei auch zu einer dem blossen Geistesspiel dienstbaren Speculation führte. Die selbständige Freude an aufklärender Bildung, an erhebender Geistesmacht und schliesslich in der höchsten Steigerung auch am eigentlichen Denker- und Forscherthum soll in ihrer Selbständigkeit und in ihrem vom Dienste des Lebens unabhängigen Werth sicherlich nicht herabgesetzt werden. Das noch so energische Gefühl dieser Würde wird aber bei besonnenen Naturen den Gedanken nicht ausschliessen, dass die praktische Sicherung bestimmter Bildungselemente zuerst von der Anlehnung an solche Berufsverrichtungen ausgeht, in deren Dienst das Wissen eine für die dringendsten Bedürfnisse der Gesellschaft heilsame Rolle spielt. Die auf naturwissenschaftlichen Grundlagen betriebene Heilkunde und Gesundheitspflege ist innerhalb der Universitätsfächer das, was mit dem modernen Streben und Wissen die meisten Berührungspunkte hat oder wenigstens haben kann. Wer Medicin studirt, muss wenigstens einen Theil der mittleren und niederen Naturwissenschaft, also ausser den mehr beschreibenden Fächern auch schon die ein

wenig rationalisirten, wie die Physiologie, einigermaassen auf seine Denkweise wirken lassen. Dieses bescheidene Maass, wie es in der Bildung des deutschen Mediciners, einschliesslich derjenigen des medicinischen Professors, durchschnittlich vertreten ist, kann nun einerseits nicht als eine allzu grosse Zumuthung an den weiblichen Wissenserwerb gelten, und muss doch auch andererseits zu einer verhältnissmässig ganz ansehnlichen Geistesbefreiung führen, zumal wenn man die Prüderie bedenkt, die noch immer das der Frauenwelt auferlegte Gesetz ist.

Lassen wir jedoch diese Betrachtungen noch zur Seite, und sehen wir uns zuerst nach dem Felde um, in welchem die medicinische Praxis den Frauen unzweifelhaft natürlich und sogar ein Bedürfniss der ganzen weiblichen Gesellschaft ist. Bis jetzt haben, vereinzelt und ganz in der alten Manier, besonders unternehmende Frauen, wo es anging, hier und da ärztliche Prüfungen bestanden und sind so mit den Männern in gleicher Concurrenzreihe und genau mit denselben Ansprüchen auf eine allgemeine, unterschiedslose und ungetheilte Ausübung aufgetreten. Es wäre aber mindestens ebenso wichtig, dass nicht blos die Rolle, weiblicher Arzt zu sein, sondern auch das natürliche Interesse der Frauenwelt, für sich und ihre Töchter, ja überhaupt für ihre Kinder weibliche Aerzte zu haben, energisch in das Spiel käme. Ja sogar die Männer möchten vielleicht diesem Interesse auch ihrerseits einige Beistimmung zollen, insofern es nämlich auch ihnen nicht gleichgültig sein kann, ob das naturgesetzliche Widerstreben des gesunden und unverdorbenen Sinnes verachtet und das Weib gezwungen wird, da in Beziehung auf seine Zustände und Eigenschaften körperlicher und geistiger Art im höchsten Maasse vertraulich zu werden, wo es dies auch nicht im geringsten will oder soll. Diesen Grund mögen sich namentlich diejenigen zu Gemüthe führen, bei denen doch sonst die Rücksicht auf das Wohlanständige angeblich ein so grosses Gewicht hat. Die materialistische Naturmoral dürfte hier den männlichen Aerzten, die jenes Widerstreben in ihrer gewohnheitsmässig verschobenen Denkweise nicht anerkennen, einen argen Streich spielen; denn sie lehrt, dass es, abgesehen von Alter oder Abstumpfung, keine vertrauten Annäherungen oder Mittheilungen zwischen den beiden Geschlechtern geben kann, ohne dass gegenseitige Reizungen nahelägen und mindestens die peinliche Bemühung nothwendig machten, da die strengste Zurückhaltung zu

üben, wo doch die Sache selbst die ungenirteste Mittheilung aller auf die Gesundheit von Körper und Gemüth bezüglichen Thatsachen erfordert. Grade wer nicht zu den Verehrern des conventionellen und in so vielen Punkten durchaus abseits gerathenen Anstandes gehört, wird den wirklichen Naturgesetzen, wie sie sich in den Veredelungen einer echten Cultur auszuprägen haben, volle Rechnung tragen. Man findet es noch vielfach ungeheuerlich und gefährlich, dass Studirende beider Geschlechter zusammen denselben Vortrag anhören; aber eben dieselben Professörchen oder sonstigen Jünger des sich seltsam widersprechenden Geistes alter Vorurtheile stellen sich lächelnd an, wenn man in der Behandlung der Frauen aller Altersstufen durch Aerzte, die ebenfalls allerlei Varianten der Altersentwicklung angehören, eine lästige Unzuträglichkeit sieht. Der Rath, den Mephisto-Goethe dem angehenden Studirenden zu Gunsten der vortrefflichen Chancen der Medicin gab, dürfte zwar für alle Zeit die Quelle, von der er ausging, gekennzeichnet, aber doch auch ebenso eine wohlbeobachtete Wahrheit enthalten haben und einen unveräusserlichen Zug der ärztlichen Praxis bilden, für den sich freilich die grössere oder geringere Ausdehnung nicht statistisch festgestellt findet. Dieser edle Rath bestand bekanntlich darin, die Angelegenheiten der Gesundheit getrost dem Lauf der Dinge anheimzugeben, da sich ja doch nichts machen lasse, und zu der Frivolität der Wissenschaft oder vielmehr Unwissenheit die Frivolität des Lebens durch Benutzung der Annäherungen an die Weiber bei jeder günstigen Gelegenheit hinzuzufügen. Denkt man auch überdies an die mannichfaltige Rolle der ärztlichen Hauspriester, so wird man es nur um so mehr in der Ordnung finden, dass die medicinischen Beichtväter der weiblichen Bevölkerung doch wenigstens mit Beichtmüttern vertauscht werden, wenn es auch überhaupt von einem modern freien Standpunkt aus gar nicht angeht, eine Art ärztlicher Seelsorge, also irgend ein Anstreifen der durchsichtig und klar sein sollenden Heilpraxis an das alte, dem Kindheitsstadium der Völker angehörige Heilpriesterthum zu gestatten. Eben um die Aerzte zu nöthigen, aus dem Nebelreich, in welchem die Autorität ihres verschleierten Wissens oder Wissenwollens so schön gedeiht, an das Licht hervorzutreten, müssen ihnen Concurrentinnen beigegeben werden, die wenigstens in einem Hauptpunkte keine Veranlassung zu Mystificationen haben.

Nach dem Vorangehenden würde den weiblichen Aerzten in der natürlichsten Weise mehr als die Hälfte, ja vielleicht zwei Drittel der ganzen Praxis gehören und mit der Zeit auch wirklich zufallen. In feineren Specialitäten, wie z. B. in der Augenheilkunde, würde aber jener Unterschied von geringerem Einfluss sein und auch die gemischte, nicht nach Geschlechtern getrennte Behandlung gelegentlich platzgreifen. Im Grossen und Ganzen würden sich die Aussichten der Frauen nicht schlecht stellen; denn es würde mindestens die eine Hälfte der Bevölkerung von ihren medicinischen Leistungen Gebrauch machen. Ueberdies käme noch ein besonderer socialökonomischer Vortheil von grosser Wichtigkeit hinzu. Medicinischer Rath und thatsächliche Heilhülfe würden von Seiten der Frauen nicht nur mit mehr Bekümmerung um das Einzelne und daher in mehr praktischer Weise, sondern auch um einen billigeren Preis zu haben sein. Zunächst ist unter den einmal gegebenen Verhältnissen die weibliche Thätigkeit stets weniger kostbar als die männliche; denn erstens sind die Herstellungskosten der weiblichen Arbeitskraft von vornherein geringer, und zweitens ist die Lage der weiblichen Bevölkerung in Rücksicht auf die Concurrenz vorerst eine ungünstigere. Muss nun auch letzterer Uebelstand mit der Zeit im Sinne der vollen Gleichheit verschwinden, so haben wir doch zunächst mit den gegebenen Thatsachen zu rechnen und müssen ihnen neben dem Schlimmen, das sie an sich tragen, auch etwas Gutes abzugewinnen suchen. Eines wird aber auf die Dauer einen gediegenen, mit Niemandes Schaden verknüpften Vortheil gewähren, nämlich diejenige Preiserleichterung, die sich aus der neuen Ausbildungsart weiblicher Aerzte von selbst ergeben muss.

Die Kosten, um welche ein Mediciner gegenwärtig producirt und sozusagen auf den Markt gebracht wird, sind unverhältnissmässig und unnatürlich hoch. Sie übersteigen diejenigen jeder andern gelehrten Berufseinrichtung und finden sich besonders dadurch erhöht, dass ein grade für diesen Beruf unnützer Gelehrsamkeitskram die gymnasiale Vorbildung und die universitäre Ausbildung stark belastet. Billige Aerzte werden immer unmöglicher, je grösser der Contrast zwischen den künstlichen Bildungs- oder auch Verbildungsanforderungen und den wahren Gesellschaftsbedürfnissen wird. Ein Wiener Professor, den ich übrigens für die Betrachtung dieser Dinge nicht etwa als Muster empfehlen möchte, Herr Billroth, hat in einer auf das Studium der Medicin

bezüglichen Schrift das ökonomische Geheimmittelchen ausgeplaudert, auf welches er den Geschäftsbetrieb der jungen Aerzte gegründet wissen will. Nach seiner Ansicht wäre das Studium der Medicin nur für tüchtig bemittelte Gesellschaftselemente da, und übrigens gehört es nach ihm zu den empfehlenswerthen Hauptmaximen der medicinischen Laufbahn, eine reiche Heirath zu machen. Ein Ehegeschäftchen von finanzieller Ergiebigkeit gehörte also zur medicinischen Ausstattung, und die Frage von unserm Standpunkt bleibt nur die, was das Ersatzmittel jenes herrlichen Receptes für die auf eine medicinische Praxis ausblickenden Frauen sein solle. Etwa reiche Männer zu heirathen? Aber diese sind keine Waare, die wie das Weib mit einer bestimmten Mitgift angeboten und für die zweifelhafte Ehre und Annehmlichkeit einer betitelten Geschäftsehe losgeschlagen wird. Hier versagt daher der Humor, und man wird sich wohl nach nicht corrupten, in der Natur der Sache gegründeten Ueberlegungen umthun müssen.

Die natürlichen Herstellungskosten eines zur ärztlichen Thätigkeit hinreichend ausgebildeten Menschen werden in einem gesunden Verhältniss zu den späteren Einkünften stehen, sobald man sich all das unnütze, ja schädliche Gerölle der altsprachlichen Verschulung und der mittelalterlichen Universitätsmanier mit ihren unsäglich langen und doch verhältnissmässig so unergiebigen Lernzeiten und einseitigen Vorlesungsabhaspelungen hinweg und durch ein zweckmässigeres System ersetzt denkt. Unter letzterer Voraussetzung wird auch die ärztliche Stellung in der Gesellschaft eine gesundere werden; denn gegenwärtig krankt sie an einer schlecht mit der Gewerbefreiheit stimmenden Monopolsucht. Eine vielfach unter den Aerzten verbreitete Ansicht ist ungefähr die, welche der vorher genannte Professor in Rücksicht auf Reichthum und Heirathen mit recht ungenirtem Vorwitz und unabsichtlicher Komik zum öffentlichen Besten verrathen hat. Aber dieses eheliche Auskunftsmittel ist keine überall mögliche Gründungsmanipulation. Die Etablirung des Arztes ist, wie dies in Grossstädten besonders sichtbar wird, ein sehr gewagtes Geschäft, dessen bedeutendes Risico, wie die Dinge einmal liegen, allerdings Capitalreserven verlangt und häufig genug diese letzteren verzehrt, ohne zu einem nennenswerthen Ergebniss zu führen. Es erklärt sich daher sehr wohl, wenn die Aerzte nach Zwangs- und Bannrechten über das Publicum haschen und sich

zugleich von den Resten gesetzlicher Pflicht befreien lassen. Dieselben Aerzte, die in den gesetzgeberischen Körperschaften dafür sorgten, dass kein Verunglückter, der schleunigen Beistand braucht, auf ihre Hülfe bei Tag oder Nacht das alte herkömmliche Recht behielte, vermöge dessen der Doctor kommen und sich wohl auch aus dem Bett bemühen musste, wenn und wo er zu Hülfe gerufen war, — derlei Aerzte, unter denen manche den ökonomischen Cynismus bis zur Forderung der Vorausbezahlung und zur Versagung des Beistandes an nicht sofort Zahlungsfähige treiben, — eben solche Aerzte sind dem Publicum mit dem Impfzwang ins Geblüt gefahren, und man kann nicht umhin, hierin eine ganz hübsche künstliche Erweiterung der erzwungenen Nachfrage nach ihren Diensten zu sehen. Auch die Hebammen sind ihnen als ausgedehnte Concurrentinnen in der weiblichen Geburtshülfe nicht mehr recht, und allerdings würde es eine erkleckliche neue Besteuerung des Publicums geben, wenn letzteres einmal nur die Wahl haben sollte, die theuren Preise für die ärztliche Geburtshülfe zu bezahlen oder auf alle und jede Hülfe zu verzichten. Die Preissätze, welche die Aerzte der früheren staatlichen Gebührentaxe in Preussen untergeschoben haben, mögen zwar ganz gut zu den Bedürfnissen des grossstädtischen ärztlichen Comforts passen, sind aber sehr wenig geeignet, die Kluft zwischen Angebot und Nachfrage nach solchen theuren Diensten zu vermindern. Die wachsende Monopolsucht ist zum Theil eine Folge dieses Missverhältnisses und steht daher nur scheinbar mit der Gewerbefreiheit in Widerspruch. In Wahrheit befindet sich der Berufsstand der Aerzte in einer ökonomischen und gesellschaftlichen Krisis, die von der Halbheit seiner Lage herrührt und auch die gesteigerte Feindseligkeit gegen weibliche Concurrenz einigermaassen erklärt.

Die medicinische Thätigkeit ist im Bereich der preussisch-deutschen Gesetzgebung oder, um es amtlicher auszudrücken, innerhalb des Reichsgebiets, insoweit ein freies, von allen Voraussetzungen unabhängiges Gewerbe geworden, als nicht der Titel Arzt oder irgend eine solche Bezeichnung als Aushängeschild gebraucht wird, die bei dem Publicum den Glauben erwecken würde, dass sich Jemand als staatlich geprüfter Praktiker ankündige. Uebrigens mag Jedermann und zufolge des Fehlens einer gesetzgeberischen Beschränkung auch jede Frau die Heilpraxis ausüben. Dies ist wenigstens das Princip und auch schon in

ziemlichem Umfang eine Thatsache; denn die Klagen der privilegirten Aerzte über die sogenannte Pfuscherconcurrenz sind gar gross. Indessen fehlt doch noch viel, dass alle entgegenstehenden Inconsequenzen der alten Gesetzgebung dem neuen Princip der Gewerbefreiheit eine vollere und würdigere Entfaltung verstatteten. Die Apothekerei beruht noch immer auf vererbbarem Monopol und auf Concession mit herkömmlicher und thatsächlich sehr enger Begrenzung der Anzahl dieser Medicamentfabriken.

Der Hauptmangel aber, weswegen die an sich in dem gegenwärtigen Gesellschaftssystem durchaus heilsame Gewerbefreiheit zunächst zu manchen Unzuträglichkeiten und zwar besonders für die bisherigen Monopolisten führt, ist die Halbheit der Maassregel. Auf der einen Seite hat man die medicinische Thätigkeit einigermaassen freigegeben, aber nur zu einer von vornherein degradirten und daher schon deswegen nicht immer die besten Elemente anmuthenden Ausübung. Auf der andern Seite hat man die bisherige Monopolgruppe, welche jetzt nur noch halbprivilegirt ist, in dem ungefügigen Gestell einer veralteten Bildungs- und Verbildungszurüstung stecken lassen, ohne zu bedenken, dass auf dem freien Markte des Lebens, wo zum Concurrenzlauf doch wohl Beine von Fleisch und Blut gehören, das hölzerne Stelzenwerk der gymnasialen, namentlich aber der universitären Dressur mit Altsprachlichkeit und Scholastik ein nicht blos für die Hauptsache an sich hinderlicher, sondern auch viel zu kostspieliger Apparat ist. Die vergeudete Zeit und der im Hirn beengte Raum, wo etwas Besseres und Praktischeres hätte platzfinden sollen, sowie die baaren Auslagen für brodlose, auf Geistespedanterie auslaufende Künste, — das sind Hemmnisse, durch welche die natürliche Gestaltung der Berufsausübung und ihre freie ökonomische Anpassung an die Bedürfnisse der Gesellschaft hintertrieben werden. Es giebt also nur ein einziges Mittel, die Herstellung des gestörten Gleichgewichts herbeizuführen, und dies besteht darin, aus dem Halben etwas Ganzes zu machen und die Befähigungsbürgschaften, soweit deren die Gesellschaft überhaupt noch in staatlicher Weise zu bedürfen glaubt, blos in der öffentlichen Bezeugung der nach natürlichen Grundsätzen für den praktischen Zweck erforderlichen Vorkenntnisse bestehen zu lassen. Hienach hätte man die Art, wie Jemand zu seinem Wissen und Können gelangt ist, nicht zu untersuchen, sondern nur sein fertiges Wissen und Können an sich selbst zu prüfen

und zu veranschlagen. Auch der höhere und hohe Unterricht wäre hiemit frei, und es könnte sich Alles nach Maassgabe der lebendigen Bedürfnisse gestalten. Doch ich will hier diesen Ausblick nicht verfolgen. Ich habe auf den Mangel an Folgerichtigkeit und auf die entsprechenden Uebelstände nur hingewiesen, um für das weibliche Geschlecht einen andern Weg der Ausbildung in Anspruch zu nehmen.

Dieser leichtere, billigere und für die Hauptsache dennoch erfolgreichere Weg schneidet auch gänzlich einen beliebten Einwand ab, der aber auch sonst nicht viel zu bedeuten hätte. Die Aerzte sind häufig sehr zartfühlend für das weibliche Geschlecht und stellen sich äusserst besorgt an, dass die armen Frauen unter der Last einer so schwer erlernbaren und schwer auszuübenden Kunst zusammenbrechen möchten. Sie weisen auf die weibliche Körperverfassung hin und geben sehr weise zu bedenken, dass die grossen Vorstudien und Studienthaten, in denen sie selbst, mit ihren männlichen, von der Natur anderweitig weniger in Anspruch genommenen Kräften, fast aufgerieben worden wären, nichts für ein Geschlecht sein könnten, dem schon die Natur ganz andere erschöpfende Aufgaben gestellt und allerlei zugehörige Störungen der normalen Leistungsfähigkeit aufgebürdet habe. Nun ist es allerdings eine Einrichtung zum Blasirtwerden, dass Jemand nach Abmachung des ersten Elementarunterrichts noch ein Jahrzehnt die Gymnasialbank drücken, alsdann mindestens vier zünftlerische Lehrjahre auf den Universitäten absitzen und schliesslich noch einige formelle Extrastationen als Hülfsmaterial für die Krankenhäuser ertragen muss, ehe er dazu gelangt, wirklich selbständig zu lernen d. h. in erster grüner Experimentalpraxis oder besser als Assistent eines gewiegten Privatpraktikers ein wenig in die Wirklichkeit der Heilkunde eingeweiht zu werden. Das Lebensalter ist alsdann über Gebühr vorgerückt, das Ergebniss aber ungeachtet oder vielmehr vermöge aller Prüfungschicanen, die zu neun Zehnteln auf unnützen Kram hinauslaufen, in Wissen und Können ein unbefriedigendes und die praktische Aussicht nicht verlockend. Jeder scheut sich vor einem jungen unerfahrenen Arzt; denn wenn er es auch nicht mit allen Gründen nachweisen kann, so ist er doch aus den bisherigen Wahrnehmungen der Gesellschaft davon unterrichtet, dass der maassgebende staatliche Vorbildungsgang keine Bürgschaft für unmittelbar bereites Wissen und Können bietet. Es wird also der Armuth und Noth

überlassen bleiben, den Stoff für jene tastende, jedenfalls aber unreife Experimentalpraxis zu liefern, auf welche selbst bei begabteren und unternehmenden Naturen doch mindestens ein halbes Jahrzehnt zu verrechnen ist; denn hier beginnt erst das eigentliche Lernen. Auch beginnt hier erst die Gewöhnung an gelegentliche Berufsstrapazen, und es ist allerdings der beste Theil des Lebens vernutzt, wenn der Mann dazu kommt, wahrhaft selbständig und in seinem Berufsgebiet zu Hause zu sein. Es mag also den Medicinern nicht übel genommen werden, wenn sie von der Kräfteauszehrung, der sie auf ihrem Lernwege anheimfallen, viel Aufhebens machen und das weibliche Geschlecht abschrecken zu müssen glauben. Wenn sie aber überhaupt die gelegentlichen Strapazen der wirklichen Praxis so hoch veranschlagen, dass sie den Weibern die physische, moralische und geistige Fähigkeit absprechen, den verschiedenen Vorkommnissen gewachsen zu sein, so mögen sie sich doch erinnern, dass sie anderwärts, wo es sich nicht um Concurrenz handelt, die Frauen für Strapazen ganz zurechnungsfähig erachten. Oder sind die Leistungen der weiblichen Krankenpflege im Frieden und im Kriege etwa nicht oft noch angreifender, als die eigentlich ärztlichen Hantirungen, die sich, abgesehen von der Chirurgie, meist auf blosse Anordnungen beschränken und sich von den gröbern Unannehmlichkeiten meist in vornehmer Ferne zu halten wissen? Das Weib, welches dazu ausreicht, die schwersten und gefahrvollsten unter den niedern Krankendiensten zu verrichten, soll seltsamerweise für die feineren eine zu zarte Leibes- und Hirnverfassung haben! Die Frauen, die man als Wärterinnen und in der Krankenpflege nicht genug rühmen kann und deren gesellschaftliche Berührung mit dem Aerztepersonal der Krankenhäuser keinen Anstoss erregt, sollen mit einem Mal aus ihrer Natursphäre weichen, wenn sie danach streben, an Wissen und Thun der Aerzte theilzunehmen. Fort also mit diesem gebrechlichen Einwand, der, genauer besehen, ein blosser Vorwand ist! Man hat doch sonst nie gezögert, das Weib zur Trägerin der schlimmsten Lasten zu machen und ihm die Dulderrolle aufzuzwingen. Was Frauen ertragen konnten und mussten, lehrt die Geschichte der Gesellschaft in grossen Zügen und beweist jeder unbefangene Blick auf das Loos der Masse des weiblichen Geschlechts. Die schlimmere Arbeit ist stets auf den schwächeren Theil abgewälzt worden und zwar um so mehr, je roher ein Stamm und je

unentwickelter eine Civilisation war. Das Weib ist aber überall innerhalb der reinen Gewaltverfassungen, die bis auf den heutigen Tag dauern, der schwächere Theil gewesen, und so erklärt es sich, dass auf seinen Schultern wohl die unvortheilhafteren Lasten gehäuft, aber von eben diesen Schultern das Gewicht derjenigen Würden, die das selbständige Leben fördern und für dasselbe Etwas eintragen, zärtlichst ferngehalten worden ist und mit rührender Sorgfalt noch immer abzuwenden versucht wird.

Was in der That von der Frauenwelt ferngehalten werden soll, sind nicht die nach dem Vorurtheil zu schweren Berufsfächer höherer und wissenschaftlicher Art, sondern die falschen Ausrüstungs- oder vielmehr Bepackungsarten, mit denen man die Reise zu solchen Standorten gesellschaftlich bevorzugter Functionen in der unnatürlichsten Weise erschwert und verlangsamt hat. Die eingehende Besprechung dieser Uebelstände des hohen Unterrichtswesens wird jedoch im Laufe dieser Schrift erst dann gehörig stattfinden können, wenn zuvor ähnliche praktische Ueberlegungen, wie für das medicinische Fach, auch für das hochwissenschaftliche Lehrerthum der Frauen angestellt sein werden.

4. Hochwissenschaftlicher Lehrerberuf von und für Frauen.

Einen hohen Unterricht, welcher auch nur auf der Stufe des universitären stände, giebt es für das weibliche Geschlecht in einer eigens organisirten Weise noch nicht. Die hier und da vereinzelt platzgreifende Zulassung zum Anhören von Universitätsvorlesungen trägt nicht nur ganz und gar den Ausnahmecharakter an sich, sondern würde auch, selbst wenn sie sich an Umfang etwas erweiterte, völlig systemlos bleiben, da hiemit weder für eine vorangehende gehörige Vorbereitung, noch für einen nachfolgenden praktischen Beruf gesorgt wäre. Will das weibliche Geschlecht sich den Eintritt in die Lehrerfunctionen oberster Ordnung sichern, so muss es zunächst dafür sorgen, dass innerhalb seiner eignen Welt derartige Dienste regelmässig gebraucht werden. Striche man aus den allgemeinen Bildungseinrichtungen der männlichen Welt etwa die Gymnasien und Realschulen, so könnte es auch auf den Universitäten die sogenannte philosophische Facultät in praktischer Bedeutung gar nicht mehr geben. Da diese Facultät es nämlich ist, deren Thätigkeit für

Gesellschaft und Staat wesentlich darin aufgeht, Lehrer für die Stätten der höhern allgemeinen Bildung zu produciren, so würde sie selbst beseitigt, wenn man jene Schulen der benachbarten Stufe hinwegnähme. Nur weil für das männliche Geschlecht ein allgemeines Bildungsniveau höherer Art für viele staatliche und gesellschaftliche Berufszweige ein anerkanntes, ja vorgeschriebenes Erforderniss ist, kann auch jene höchste Position des Lehrerthums existiren. Die ganze Nachfrage nach Universitätsprofessoren der Bildungswissenschaften, also der Mathematik und Physik auf der einen und der sprachlichen Gelehrsamkeitszweige auf der andern Seite, beruht darauf, dass alljährlich Schaaren von einstigen Anwärtern auf gymnasiale, realschulmässige oder verwandte Lehrfächer in Vorbereitung zu nehmen sind. Die beiden Schichtungen des Unterrichts, nämlich die des höhern und die des höchsten, sind also derartig beschaffen, dass die eine gleichsam socialökonomisch auf der andern ruht, und dass die Nachfrage nach hohem Unterricht nur platzgreifen kann, wenn überhaupt über die Hauptstufe der höhern allgemeinen Bildung entschieden ist.

Eine solche Entscheidung steht aber für die Frauenwelt noch aus, und allein in ihrer Durchsetzung wird das Schwergewicht aller Bestrebungen zu suchen sein, welche den obersten Lehrberuf für die Frauen erringen wollen. Man gestehe zu, dass etwas Aehnliches wie die Gymnasien und Realschulen, aber freilich etwas im modernen Sinne, für die weibliche Bildung nothwendig ist, und man hat zugleich die Schöpfung einer neuen Lehrindustrie mit Unter- und Oberbau eingeräumt. Das Wort Industrie, welches hier mit Absicht gebraucht ist, erinnert zugleich an ein volkswirthschaftliches Verhältniss von grosser Wichtigkeit. Einen neuen Thätigkeitszweig einführen, heisst soviel, als eine Menge von Nachfrage nach Arbeitskraft schaffen, die ohnedies keine Verwendung oder wenigstens keine gleich ergiebige und einträgliche Verwendung hätte finden können. Ueberhaupt ist die Einführung neuer nützlicher Verrichtungen und des zugehörigen Systems von Einrichtungen eine dauernde Erhöhung und Veredlung der gesammten Gesellschaftskraft. Es wächst hiedurch dem Gemeinleben ein neues Organ zu, vermöge dessen es seine Macht über die Dinge und seine Fähigkeit zu gegenseitigen Verkehrsleistungen steigert. Die Herausbildung einer neuen materiellen Industrie lässt sich hienach in dem Haushalt der Gesellschaft sehr wohl als ein Musterbeispiel betrachten, an welchem

auch gelernt werden kann, was die Beschaffung eines erweiterten Lern- und Lehrgebiets zu bedeuten habe. Bisher konnte für die Frauen von einem höhern Lehrerberuf im ernsten Sinne dieses Worts nicht die Rede sein, weil es an Schülerinnen und Anstalten dieser Gattung fehlte. Was man höhere Töchterschulen nennt, gehört in das Bereich einer äusserst unzulänglichen, sich nicht viel über die Stufe des Elementaren erhebenden und überdies abseits gerathenen Bildung. Es wäre nicht der Mühe werth, über das weibliche Lehrerthum an solchen Anstalten hier noch mehr Worte zu verlieren. Die zum Theil mögliche Zulassung der Frauen zu solchen Lehrverrichtungen ändert an dem thatsächlichen Monopol der Männer auch in dieser Sphäre nur wenig und kann es auch nicht, solange das weibliche Geschlecht ganz ausserhalb einer geordneten Organisation der Ausbildung von höheren Lehrkräften belassen wird. Was daher, ich sage ausdrücklich nicht etwa umzuschaffen, sondern überhaupt erst zu schaffen sein wird, ist das weibliche Publicum, welchem das Bedürfniss einer höhern, sozusagen gymnasialen Vorbildung als gesellschaftliche und staatliche Nothwendigkeit anhaftet. Mit dieser Nothwendigkeit werden dann auch weibliche Hochschulen und weibliche Gegenstücke der Professoren erforderlich oder, mit andern Worten, Ausüberinnen jenes hohen Unterrichts, von dem die Bildung der höheren Lehrerinnen ausgeht.

Es ist stillschweigend vorausgesetzt worden, dass auch in den höhern und hohen Schulverrichtungen, ganz wie im Bereich der Medicin, die Frauen ihr Publicum in ihrer eignen weiblichen Welt zu suchen und sich dort eigne Institutionen zu schaffen haben. Der Grund, aus welchem diese Arbeitstheilung zwischen den Geschlechtern platzzugreifen hat, ist in den höhern und höchsten Lehrfächern noch entscheidender als im medicinischen Beruf. Im letztern ist es die ganze weibliche Welt aller Altersstufen, die man sich als Publicum zu denken hat; die distinguirte Lehrverrichtung wendet sich aber wesentlich an die weibliche Jugend und zwar vornehmlich in den Stadien der Entwicklung und der Blüthe. Bisher kam von diesen letzteren Altersstufen hauptsächlich nur die erste, noch physisch und demgemäss in allen Beziehungen noch ziemlich unreife in Frage; aber dennoch hat es an Unzuträglichkeiten, die sich von dem Männerunterricht her einstellten, wahrlich nicht gefehlt. Allerdings hat der Staat in seiner hochweisen Fürsorge den deutlich sprechenden Grundsatz

zur Geltung gebracht, dass an Mädchenschulen nur verheirathete Männer zu fungiren haben. Er hat hiemit eingestanden, welchen Bedenken er zu begegnen strebt; aber seine Rechnung ist doch eine unzulängliche, ja zum Theil philisterhafte. Sie mochte einigermaassen zutreffen, solange altväterische Sitte noch im Schwunge und die Ehe als eine halbwegs verlässliche Bürgschaft gegen Ausschreitungen gelten konnte. Angesichts der neusten und heute mehr als je fortschreitenden Sittenzersetzung dürfte jedoch jene Vorkehrung sammt allen besondern Strafgesetzen, die den Missbrauch des Lehrer- und Schülerverhältnisses betreffen, nur einen unzureichenden Damm ergeben. Auch handelt es sich in den hier fraglichen Beziehungen nicht einzig und allein um gröbere Sitten- und Anstandsverletzungen, sondern um jene feineren, für kein Gesetzbuch, ja nicht einmal für disciplinarische Wahrnehmung erfassbaren Ungehörigkeiten, die darauf hinauslaufen, dass die natürliche Unbefangenheit des Fühlens und Denkens durch falsche geistige Reizungen irregeleitet und gestört werde. Derartige verkehrte Anregungen der Gemüthsverfassung liegen aber naturgesetzlich sehr nahe, wenn man erwägt, welche Gegenstände schon jetzt in der kaum über das Elementare zu einigen belletristischen Verzierungen hinausgelangenden Mädchenbildung zu berühren sind, und um wieviel ernstlicher später bei der höhern Schulung die Hauptfragen des Leidenschaftslebens der Menschheit in Betracht kommen müssen. Es ist vielfach ein eitler Conventionalismus, von dem die hohle und alberne Prüderie mit all ihrer unvermeidlichen Heuchelei geschaffen wurde; aber es ist ein naturgesetzliches Gebot, dass da nicht Vertrauen und Unbefangenheit verlangt werde, wo so etwas den Sachverhältnissen nach unmöglich ist. Wo die Natur das Weib anweist, auf der Hut zu sein, da ist es ein Verstoss gegen alle gesunden Regeln des Verhaltens, wenn man die thörichten und störenden Situationen willkürlich schafft und gar in öffentlichen Einrichtungen verkörpert. Das Weib wird das Beste, was es einst lernen mag, nur vom Weibe selbst lernen können; denn nur hier ist ein hinreichendes Maass von unbefangener Mittheilung und Erörterung sowie von einer natürlich bildenden Einwirkung auf die Gefühlsgestaltung der Schüler möglich. Ueberweise Kritiker könnten zwar das von mir in den Vordergrund gerückte Princip übertreiben wollen und so versuchen, seine hohe Naturbedeutung abzustumpfen. Sie könnten geltend machen, dass auch zwischen

Frauen sittliche Missverhältnisse möglich wären, und dass, wer diesen nicht vorbeugen könne, sich auch nicht einfallen lassen solle, an dem herrlichen Männerunterricht moralisch zu mäkeln. Auf diesen Einwand erwidere ich im Voraus, dass allerdings ja auch die Schulen für junge Leute männlichen Geschlechts nicht so ganz frei von Verhältnissen bleiben, die auf einer Sittenverirrung zwischen Lehrern und Schülern beruhen; dass aber diese Verstösse gegen die gesunde Natur eben Abnormitäten sind, die man zu bekämpfen hat, während im Falle der Verschiedenheit der Geschlechter die allernormalsten Naturgesetze selbst die verwerflichen Störungen verursachen.

Auf die Gefahr hin, von Leuten mit einem engen Horizont gradezu der moralischen Pedanterie angeschuldigt zu werden, habe ich das entscheidende Grundverhältniss gekennzeichnet, welches bei dem männlichen Unterricht junger Mädchen und zwar ganz besonders dann störend werden muss, wenn ein Schülerinnenpublicum in Frage kommt, welches der heute üblichen Altersstufe um einige Jahre voraus ist. Weibliche Studirende, das Wort Studirende nach altem Stil als blosse Anhörer einer trocknen Universitätsvorlesung verstanden, mag man sich in ihrem Verhältniss zum sogenannten Lehrer hinreichend apathisch denken, um von keiner Seite affective Anregungen zu besorgen, zumal wenn der Professor activ und passiv über alles Menschliche hinaus und von ihm sozusagen nur das nöthige Gestell übriggeblieben ist, um die dürren vergilbten Blätter seines ihm ebenbürtigen Heftes umzuschlagen. An diese aus dem frischeren Menschenleben ausrangirten Adressen, unter denen sich vielleicht auch einige Autoritäten finden, mag man sich allenfalls halten, wenn es gilt, für die Frauen die formelle Brücke auszuspähen, auf der sie, ehe ihre eignen Einrichtungen geschaffen sind, zu den allerersten Berechtigungen und Zeugnissen gelangen können. Derartige vertrocknete Harmlosigkeiten stellen aber glücklicherweise nicht das Gesetz der frischen und gesunden Natur dar und sind am allerwenigsten da zu gewärtigen, wo es sich um einen lebensvollen, womöglich auf gegenseitigem Gedankenaustausch beruhenden Unterricht höherer und höchster Art handeln soll. Hier wird grade das Weib für das Weib der natürlichste Beistand sein, und diese Wahrheit wird gelten, auch ohne dass man soweit geht, etwa mit Sokrates die wahrhaft

wirksame Belehrung in einer Art geistigen Geburtshülfe zur Entbindung der eignen Gedanken des Lernenden suchen zu wollen.

Das Lehrerthum männlichen Geschlechts, welches sich vorwiegend im Besitz der Lehrstellen an sogenannten höhern Töchterschulen befindet, weiss nicht genug von seiner eignen Ueberlegenheit zu rühmen. Die weiblichen Lehrkräfte sind ihm nur Existenzen zweiter oder, sagen wir lieber gleich, dritter Classe; denn zwischen der didaktischen und pädagogischen Grösse der Männchen und derjenigen der Weibchen muss natürlich noch eine unausgefüllte Kluft bestehen und eine Nummer offengelassen werden. Diese Eitelkeit ist nun unter allen Umständen übel angebracht und könnte in ihrer Hohlheit leicht aufgedeckt werden, wenn man sich die Mühe nähme, die Kenntnisse und die Lehrvirtuosität der fraglichen männlichen Unterrichtsfunctionäre nach absolutem Maass zu veranschlagen. Indessen mag, wie die Dinge sich heut stellen, allerdings relativ ein Unterschied bestehen, der darauf beruht, dass die Ausbildung in den Schulen für weibliche Lehrerinnen unzureichender ist, als die mannichfaltigen Gelegenheiten, die für die Zurichtung männlicher Lehrkräfte vorhanden sind. Es sind hienach ungleichartige Vorbildungsfrüchte, die miteinander concurriren, und man muss sich noch wundern, dass Angesichts dieser Benachtheiligung überhaupt von weiblicher Seite noch einige Concurrenz möglich bleibt. Sieht man sich die Bildung derjenigen weiblichen Lehrerinnen an, die ihre Kenntnisse und ihre Einschulung beispielsweise solchen Anstalten, wie dem Berliner Seminar, zu verdanken und die entsprechende Prüfung gehörig bestanden haben, so ist dieser höchste Gipfel, zu dem bis jetzt die Frauen im Lehrfach gelangen, allerdings in einem sehr bescheidenen Niveau verblieben. Das Wachsthum des Bäumchens ist sorgsam bemessen, und überdies eine natürliche Erhebung in grader Linie noch durch das niederziehende Gewicht von allerlei Verbildungsmaterial unmöglich gemacht. Die Quälerei ist gross und das Ergebniss klein; aber wie sollte es auch anders sein in Zuständen, in denen man die weiblichen Lehrkräfte nachher oft in so herrlich verkehrter Weise vernutzt, indem man sie, wie dies beispielsweise die Stadt Berlin aus dem Grunde verstanden hat, die sonst für so zart ausgegebenen Anlagen in einer recht groben Hantirung, nämlich an wohlgefüllten Knabenclassen zu bethätigen nöthigt. Der Staat und die Gemeinden sind freilich mit den Elementarschulen in arger Ver-

legenheit. Eine halbwegs leidliche Arbeiterstellung ist ökonomisch besser und in der Hantirung sowie in allem disciplinarischen Zubehör nicht so unleidlich, wie diejenige eines Elementarlehrers. Wo nun demgemäss die Männer dem schlecht gelohnten und chicanenreichen Gewerbe der Elementardrillung, wenn sie irgend können, den Rücken kehren, da sind die überall im Kampf des Lebens zurückgesetzten weiblichen Kräfte eine noch verfügbare und obenein billige Waare. Da mögen denn allenfalls die Mädchen in den Zwanzigern zusehen, wie sie sich mit einem Schock Jungen, die grade in den besten Flegeljahren sind, abfinden und unter der Bande Fleiss und Zucht aufrechterhalten. Solchen liebenswürdigen Zumuthungen gegenüber tritt die sonstige conventionelle Heuchelei, die von Zartheit und Schonung gegen das weibliche Geschlecht erfüllt sein will, in ihr rechtes Licht, und man erkennt zugleich, was es mit der thatsächlichen Hinderung der Frauen an wirklich höher belegenen Lehrberufsstellungen für eine Bewandtniss habe. Man lässt die Frauen eben da einrücken, wo sie Arbeit verrichten sollen, die den Männern im Verhältniss zu den damit verbundenen Unannehmlichkeiten zu schlecht gelohnt ist. Man gewährt ihnen die Neben- und Winkelplätze, ganz wie dies aus ihrer schwächeren und geflissentlich in Schwäche erhaltenen Stellung im Wettkampf des Lebens nur zu logisch folgt. Ja sogar der Umstand, dass man diese Unterordnung und Zurücksetzung mit gegentheiligen Redensarten verziert und dem Weibe seine Lage als eine zärtlichst geschonte darzustellen versucht, ist nur eine weitere Consequenz der thatsächlichen Benachtheiligung. Wer geschädigt werden soll, wird am besten stillhalten und sich am meisten von seinem Recht nehmen lassen, wenn man ihn darüber zu täuschen weiss, was ihm zukomme und nicht zukomme und was seine Pflicht und nicht seine Pflicht sei.

Aus diesem Grunde muss aber auch das weibliche Geschlecht den Grundsatz annehmen, stets nach der Höhe zu streben und sich nicht mit den Niederungen des Lehrfachs, ja überhaupt nicht blos mit niederen Berufsstellungen abfinden zu lassen. Hat es einmal in den höhern und höchsten Functionen der Gesellschaft und der öffentlichen Angelegenheiten einigermaassen Boden gewonnen, so wird es für die verschiedenen Schichtungen an den mittleren und tiefer belegenen Stellungen durchaus nicht fehlen. Die Ergiebigkeit an letzteren bleibt davon abhängig, dass die

obersten, alles Uebrige beherrschenden Positionen gewonnen und zu einem vollständigen System weiblicher Berufsthätigkeit und Bildung verzweigt werden. Hiebei sei wiederum daran erinnert, dass jegliche Art allgemeiner Bildung ihre Wurzeln in praktischen Berufsbedürfnissen haben muss und nur da den Charakter der Allgemeinheit und scheinbaren Unabhängigkeit von bestimmten technischen Berufserfordernissen annimmt, wo sich eine Menge von Vorkenntnissen als gemeinsame Grundlage für eine grosse Zahl verschiedener Berufsthätigkeiten ausscheidet. Alsdann kann man nicht mehr sagen, dass es ein bestimmter Beruf oder eine abgegrenzte Gruppe von Berufszweigen sei, für welche ausschliesslich jene Bildungselemente als Vorbereitung dienen. Man befasst sich vielmehr in diesem Falle mit Kenntnissen und Geschicklichkeiten, die bei dem gegebenen Zustande der Gesellschaft nach allen Richtungen verwerthbar sind.

Die Frage ist nun die, was für das weibliche Geschlecht an die Stelle der Gymnasien und Realschulen treten soll. Letztere beiden Gattungen sind freilich schon für das männliche Geschlecht sehr wenig motivirt. Sie beruhen entweder auf gar keinem Princip oder mindestens nicht auf einem praktischen, welches gegenwärtig noch sonderlichen Sinn haben könnte. Allerdings sind sie es und nicht die Universitäten, wo man allenfalls noch von allgemeiner Bildung reden kann; denn auch die deutschen Hochschulen, die auf ihren angeblichen Universalismus so gern pochen, sind doch in Wahrheit nur viergliedrige Fachschulen, in denen die einzelnen Hauptstudienzweige einander fremd und ohne gemeinsame Bestandtheile nebeneinander herlaufen. Die gymnasiale Bildung wäre also hienach die eigentlich allgemeine höchster Gattung; denn die Realschulen gelten als eine Stufe tieferstehend und sind auch in vielen Beziehungen so angelegt, dass man ihnen ansieht, wie sie als Bildungsanstalten zweiten Ranges von gymnasiarchisch äusserst selbstbewussten Lehrplanfabricanten zurechtgemacht wurden. Nun giebt es aber in der weiblichen Sphäre nichts Thörichteres, als die sich seltsam verirrende Ambition nach gymnasialer Schulung oder, besser gesagt, Verschulung. Es hat mich stets seltsam angemuthet, ja manchmal gradezu bedrückt, wenn ich auf Fälle traf, wo besonders strebsame Eltern für ihre Töchter das Höchste an Bildung zu erreichen glaubten, wenn sie dieselben eben den Quälereien überlieferten, denen der Geist der Knaben und jungen Leute auf

den Anstalten für Latein und Griechisch preisgegeben wird. Die Gymnasien sind zwar nicht sofort mit der Abgelebtheit und Ueberlebtheit der Universitäten zu vergleichen; denn sie stehen an verhältnissmässiger Regsamkeit doch weit mehr über dem mittelalterlichen Niveau; aber sie sind trotzdem arge Zeitwidrigkeiten und zwar nicht etwa blos in einzelnen Bestandtheilen ihrer Einrichtung, ihres Lehrplans und ihrer Methode, sondern im Ganzen und in der Grundanlage. Sie sind von vornherein eine abnorme Uebergangsschöpfung gewesen, die der Barbarei und dem Bedürfniss der sich aus dem Mittelalter ein wenig erhebenden Völker nach antiken Lehrjahren oder vielmehr leider Lehrjahrhunderten ihre Möglichkeit verdankte. Sie müssen, nachdem die moderne Welt dieses auf die Dauer unwürdige Lehrlingsverhältniss in den wesentlichen Richtungen abgethan hat, auch wieder verschwinden und rationelleren Einrichtungen platzmachen. Genau besehen, stellen sie nicht die Interessen einer wirklich allgemeinen Bildung, sondern diejenigen des gelehrten Berufsunterrichts vor, der auf sie durch die Universitäten gepfropft werden soll. Weil man die Studien auf den Universitäten in Juristerei und Medicin mit einem altsprachlichen Zopf betreibt, darum sind die Gymnasien der zugehörige Unterbau; denn nur in den letzteren kann das Flechten dieses Zopfes erlernt werden. Nun haben die Frauen keine Ursache, sich um solche altmodische Flechtkünste zu bekümmern. Sie haben die Medicin und andere höhere Berufszweige, die ihnen später noch zufallen mögen, im modernen Sinne und ohne chinesenhafte Aufstutzung zu studiren. Bedürfen sie aber auf diese Weise der reinen unverfälschten und unverschnörkelten Naturgestalt einer Berufswissenschaft, so gehört zu der letzteren auch eine Vorbildung, die nicht die gymnasial ablenkende, sondern ein vernünftiger Ersatz dafür ist. Man sieht also auch hier wiederum, wie von oben her und aus dem Mittelpunkt der nächst angrenzende allgemeine Bildungskreis mit den ihm dienstbaren Anstalten bestimmt werde. Die Schicht der höchsten Berufsgruppen entscheidet über die dazu erforderliche gemeinsame Bildung. Was technisch und specialistisch einem jeden Beruf angehört, bleibt hiebei ausser Anschlag; der Rest an gemeinsamen Erfordernissen ist es aber, der alsdann höhere allgemeine Bildung heisst und sich in der thatsächlichen Organisation auch zugleich zu einem Kreise von Kenntnissen und Geschicklichkeiten abrundet, in welchem sich die einzelnen Bestandtheile zu einem zusammenhängenden

Gefüge mit einigermaassen harmonischer Bildungsfunction verbunden finden.

Construirt man sich auf diese Weise die Parallelen und Ersatzmittel der Gymnasien und Realschulen, so wird man von dem zunächst maassgebenden Standpunkt der späteren medicinischen oder sonst technischen Studien aus die Elemente der niedern und höhern Naturwissenschaft zum Fussgestell der Bildung machen, einige modern gestaltete Mathematik hinzunehmen und übrigens nur dafür sorgen müssen, dass ausser den ersten Elementarfertigkeiten der niedern und höhern Rechenkunst Gewandtheit in der Auffassung und Handhabung des schriftlichen und mündlichen Worts, sowie eine gelenkige Anbequemung an die zusammengesetzteren Denk- und Redegestaltungen, also schliesslich eine gewisse Geschultheit im natürlichen Gedankengefüge sachlicher Inhalte und sprachlicher Darstellungsform erzielt werde. Ich würde Letzteres eine natürliche Logik genannt haben, wenn ich nicht hätte dem Missverständniss vorbeugen wollen, als sollte es sich um jene nichtsnutzige vertrocknete Pflanze handeln, die in der Universitätsscholastik den Namen Logik führt und sich als herkömmlich aufgenöthigtes Beiwerk einzelner Richtungen des Universitätsstudiums in siechem Dasein noch durch künstliche Zwangsvorschriften fortschleppt, aus den medicinischen Studiengewohnheiten aber mit Recht so gut wie verschwunden ist. Wenn ich Geographie und Geschichte unter den Bildungsmitteln nicht besonders erwähnt habe, so geschah dies, weil sich einige Geographie gleich Lesen und Schreiben schon in der untersten Bildungsschicht von selbst versteht, die Geschichte aber, wie sie als Raufereiencatalog und gefälschte Fürstenverherrlichung auf niedern und höhern Schulen gelehrt zu werden pflegt, gleich dem Latein und Griechisch mehr zu den Verbildungs- als zu den Bildungsmitteln gehören würde. Culturgeschichte aber und einige entsprechende Culturgeographie, von denen man das wirklich Interessirende und durch die unverkünstelten Erinnerungstriebe des Menschen Geforderte allerdings in die Organisation der höhern, das Gymnasium ersetzenden Bildungsstufe aufzunehmen hätte, sind thatsächlich noch zu sehr blosse Keime und Wünsche, als dass hier im Vorbeigehen über ihre vorbildende Rolle und Bedeutung entschieden werden könnte. Es giebt ausserdem noch eine Anzahl moderner Bildungselemente, die, wie Gesundheitspflege, Wirthschaftslehre und einige Gesetzeskunde, in der höhern

Schulung und Erziehung einen Platz zu beanspruchen haben; indessen ist hier nicht ein vollständiger Entwurf, sondern nur eine solche Auseinandersetzung mit dem Bisherigen in Absicht, vermöge deren die zu schaffenden weiblichen Bildungseinrichtungen eine unterschiedliche Kennzeichnung erfahren.

Nennen wir die weiblichen Anstalten, welche die Gymnasien und Realschulen durch etwas Besseres ersetzen sollen, kurzweg höhere Vorschulen, so ist in diesem Ausdruck zugleich angedeutet, dass der Hinblick auf den einstigen praktischen Beruf auch das Maass für die in diese Vorschulung hineinverwebte allgemeine Bildung geliefert hat. Die sogenannten Lyceen aber, deren man eines in Berlin und einige verwandte Gegenstücke in andern grössern Städten Deutschlands wesentlich als private Unternehmungen in Gang gebracht hat, können nicht im Entferntesten für etwas gelten, was sich in ein praktisches Berufssystem oder auch nur in ein rein theoretisch abgestuftes Bildungssystem einfügte. Ich werde hier nur nach dem Berliner Mustergebilde urtheilen, welches ich genau genug kenne, und an welchem mir, wie die vorletzte Nummer dieser Schrift zeigt, der Contrast zwischen systematischer Initiative und zerfahrener Mengselei von allerlei in unverbundener Planlosigkeit zusammengewürfelten Bildungsvorlesungen, bald solchen der niedrigsten Art, bald solchen mit höheren Ansprüchen, nahe genug getreten ist. Schon der Name ist irreleitend; in Frankreich weiss man allerdings, was man für die männliche Jugend unter Lyceen zu verstehen hat; wir wenigstens denken uns diese französischen Institute ziemlich zutreffend, wenn wir sie ungefähr als Parallelen unserer Gymnasien betrachten. Nun ist aber das weibliche Lyceum in Berlin mit einem Gymnasium oder einer Realschule oder gar mit dem, was wir höhere Vorschule genannt haben, nicht zu vergleichen. Der Namengeber, ein Aristotelesgelehrter Geheimrath, mag wohl an das Lykeion des Aristoteles gedacht haben; aber aus diesem Gesichtspunkt nimmt sich die Bezeichnung sogar noch linkischer und komischer aus. Den Namen müssen wir also in jeder Richtung ausser dem Spiele lassen und uns an die Sache halten, welche in erster Linie eine Vorlesungsanstalt und zwar zunächst für das Bedürfniss einer Art Bildungszerstreuung bedeutet hat. Das Schwergewicht des Interesse fiel bei dem theilnehmenden Publicum, wie leicht begreiflich, auf solche Fächer wie Kunstgeschichte und gelegentlich auch auf moderne Literatur, —

immer aber auf solche Dinge, die den weiblichen Kreisen in ihrem bisherigen Bildungsgange bereits nahe gerückt waren. Nun verstreute man aber in ganz zufälliger Gestalt, wie es eben jedem angeworbenen Docenten beliebte, Ankündigungen von allerlei Vorlesungscursen buntester Mischung und oft genug unzweckmässigster Art. Von mittelalterlichen Geschichtsliebhabereien gar nicht zu reden, mag nur als auf ein besonders humorerregendes Beispiel darauf hingewiesen sein, dass auch griechische Literaturgeschichte unter den angebotenen, wenn auch grade nicht nachgefragten Vorlesungen figurirt hat. Irgend ein leitendes Princip ist niemals vorhanden gewesen, und um Ernst in die Sache zu bringen, hätte selbst ein theoretisch noch so guter, aber blos allgemeiner Bildungsplan nicht genügt, solange keine praktischen Berufsfolgen daran geknüpft worden wären. Ganz nebenbei und sozusagen abseits von den eher besuchten Hauptvorlesungen hat man auch kleine Gelegenheiten eingerichtet, ein paar Brocken Elementarmathematik sowie etwas Physik und Chemie anzusehen und „anzuhören“, ja auch, damit es am Allerbesten nicht fehle, für die lateinischen Sextanerkünste durch das Angebot einer Vorlesungseinweihung in die heilige Gelehrtensprache gesorgt, und sich sogar bis zum Griechischen verirrt. Natürlich ist mit all solchem zersplitterten Nebenwerk wenig oder so gut wie nichts geworden. Die Theilnahme dafür blieb äusserst spärlich oder versagte ganz, was am allerwenigsten dem Frauenpublicum selbst zur Last fällt, welches mit Recht danach fragt, wozu und mit welcher schliesslichen Frucht es solche unzusammenhängende und an sich unzulängliche Halbgelegenheiten überhaupt noch benutzen soll. Wie sich die Leitung des Lyceums künstlich Publicum zu verschaffen und die sonst nicht zu Stande kommenden Vorlesungen ein wenig zu füllen gesucht hat, ist in der vorletzten Nummer dieser Schrift angegeben, und es würde uns überhaupt von bedeutenden Gegenständen ablenken, wenn auf den vorliegenden Bogen auch noch eine ausführliche Kritik der form- und principlosen Berliner Anstalt mit ihren später immer chaotischer gerathenden Abänderungsversuchen platzfinden sollte. Elementare Geographievorlesungen und Aehnliches, was zur Fortbildung von Lehrerinnen auf Kosten der Stadt nachträglich hineingepfropft worden ist, dürfte sicherlich nicht die Zerfahrenheit und fast völlige Undefinirbarkeit des Charakters der Anstalt gemindert haben. In der That weiss letztere nicht, was sie eigentlich will,

soll oder könnte. Diese Unfähigkeit hat sich in der ganzen Existenzzeit des Lyceums nie verleugnet, und wenn man sich das Tuttifrutti ansieht, welches aus der Anstalt im Laufe des Jahrzehnts von 1875—85 geworden ist, so ergiebt sich, dass die Charakteristik ihm nur dann gerecht wird, wenn sie die verfehlten Züge immer stärker markirt. Einerseits ist das Lyceum, soweit es in erster Linie eigentliche Vorlesungsanstalt für Damen sein soll, nur immer tiefer in die universitären Rückständigkeiten gerathen und den Verkehrtheiten von Universitätsprofessoren anheimgefallen, die daran dociren oder ihre Protégés dort dociren lassen. Andererseits aber, soweit es sich um eine Gattung schulartiger Curse handelt, ist das Lyceum zu einer Fortsetzung sogenannter höherer Töchterschulen versimpelt. Hiebei hat sich die aufgenöthigte Schülerhaftigkeit der Manieren bis zu einer förmlichen Reglementirungsvelleität und bis zur obligatorischen Vorschrift des Ankaufs der empfohlenen Bücher erstreckt. Was aber die universitätsartigen Vorlesungen anbetrifft, so verbinden sie alle Schäden des Universitären noch obenein mit lächerlichen Zeitmaassen. Ein Curschen der Chemie von einem halben Dutzend Vorlesungen, deren jede anderthalb Stunden währt, sage also fünfhundertundvierzig Minuten der Chemie gewidmet, — das ist, zumal in der Universitätsmanier, eine komische Dosis; aber an solchen Musterstückchen von Kunstbethätigung der Berliner Universitätsprofessoren für das Lyceum hat es nicht gefehlt. Doch lassen wir die Chemie als Feuerwerk in sechs Vorstellungen auf sich beruhen; denn das ganze Treiben auf dem sogenannten Lyceum ist ja überhaupt Spielerei und Schein.

Auch ist dies nicht zu verwundern, da die für die Einrichtung maassgebenden gelehrten Elemente selbst Gegner aller ernsthaften Frauenbildung, namentlich aber jeder höhern weiblichen Berufsbildung sind und ein Institut wie das Lyceum nach demselben socialpolitischen Grundsatz behandeln, wie in einer andern Richtung die sogenannte Volksbildung. Es ist eine alte Maxime, solche Bewegungen, die sich nicht unterdrücken lassen, wenigstens in einer für die ihnen feindlichen Elemente bequemen und möglichst fruchtlosen Richtung niederzuhalten. Behufs der Erzielung solcher unschuldigen Scheindinge stellt man sich selbst organisirend und fördernd an, während man in der That zu hemmen und abzulenken sucht. Doch genug von diesem Zwischenreich wissenschaftlich seinwollender Halbexistenz. Wirkliche Bildungs-

anstalten werden stofflich und der Lehrart nach den Charakter der höhern Vorschule an sich tragen müssen und vor allen Dingen nicht Vorlesungsanstalten sein dürfen. Der universitär verzopfte Lehrstil mit der einseitigen Vorleserei ist an sich schon ein Uebel; er wird aber vollends zur Caricatur, wenn er in einen zwerghaften Rahmen gefasst, auf ganz elementare Gegenstände übertragen und überdies einem mit modernen Ansprüchen auftretenden, nach frischen Anregungen und gesunder Geistesnahrung ausschauenden Publicum aufgetischt wird. Die vorbereitende Lehre blosser Bildungswissenschaften muss ein wirklicher Unterricht und demgemäss eine Mittheilung von Kenntnissen mit gegenseitigem Gedankenaustausch sein. Passt auch die Form der gemeinen Schulung nicht einmal mehr für den Fall „höherer Vorschulen“, wie ich sie auffasse, so darf doch niemals das universitäre Vorleserthum platzgreifen. Anregungen zur Selbstthätigkeit, zum Selbststudium nach gedruckten Lehrhülfen und je nach Bedürfniss bereite persönliche Aushülfe bei Verlegenheiten sowie einige eigentliche Uebungen oder Bethätigungen des geläufig gemachten Wissens und Könnens werden die Hauptbestandtheile einer bessern, über das ganz unselbständige Stadium rein autoritärer Art hinausgelangten höhern Vorschulung bilden, an welche sich später das eigentliche Berufsstudium knüpfen soll. Vorträge aber, die nicht mit Vorlesungen universitären Stils zu verwechseln sind, mögen allenfalls dazu dienen, als anregende Auseinandersetzungen auf die Hauptfragen eines Studiengebiets aufmerksam zu machen und auf das, was selbstthätig zu thun ist, eindringlich hinzuweisen. Sie können Programme des Selbststudiums und Erläuterungen dieser Programme liefern; sie können einen mächtig leitenden Einfluss üben; aber sie dürfen nicht, wie die herkömmlichen Vorlesungen, detaillirte Mittheilungen und sozusagen Abhaspelungen ganzer Wissenschaften sein wollen.

Wie wirkliche Hochschulen für Frauen beschaffen sein müssen, lässt sich erst im Gegensatz zu den Universitäten gehörig auseinandersetzen. Hier sei nur bemerkt, dass sie als Ueberbau der höheren Vorschulen nicht blos die speciellen Berufsfächer, wie die Medicin, sondern eben auch die technische Ausbildung von Lehrerinnen für jene höhern Vorschulen zum Gegenstande haben und in dieser Eigenschaft als Pflanz- oder Normalschulen fungiren werden. Die zweistufige Organisation, die den Gymnasien und sogenannten philosophischen Facultäten, also dem Lehren

der Bildungswissenschaften und der Ausbildung von Kräften für diese Lehrfunctionen entspricht, ist hiemit für die weibliche Welt als ein eignes Reich gekennzeichnet, welches an Nützlichkeit für den Geist, an praktischen Früchten für das Leben und auch an Verwendungsgelegenheiten für sonst müssig gehende oder ungelohnt verderbende Kräfte weit ausgiebiger werden muss, als es bisher die entsprechenden Anstalten der männlichen Sphäre gewesen sind. Der Hauptgrundsatz muss aber immer bleiben, dass in diesem ganzen Entwurf das Lehrerthum, ja jegliche Leitung ausnahmslos weiblichen Händen anheimfällt. Um eine andere Combination, in welcher auch Männer mitwirkten, könnte es sich nur in unzulänglichen Uebergangs- und Halbformationen handeln. Für den Augenblick und für die allererste Ueberleitung, bei der es gilt, überhaupt nur den Weg in das wissenschaftliche Bereich und in die zugehörigen Gerechtsame zu bahnen, mag immerhin die bunteste Mischung ganzer und halber Mittel, ja aller nur irgend zugänglichen Handhaben platzgreifen, und es würde ein falscher Principienpedantismus sein, die gegnerischen Monopole und Bollwerke nach einem Schema einnehmen zu wollen, welches erst für den vollen Besitz und Angesichts einer ausgebildeten Schaar von weiblichen Wissenschafts- und Berufsinhabern Geltung haben kann.

5. Weibliches Studium und heutige Universitätszustände.

Die Zulassung von Frauen zu Universitätsstudien und zum Doctorgrad, die namentlich im Bereich der Medicin hier und da vereinzelt platzgegriffen hat, erinnert daran, mit welchen Erwartungen meistens das den Universitätsverhältnissen gegenüber ganz draussen stehende und daher in dieser Richtung unkundige weibliche Publicum die fraglichen Gelehrsamkeitsanstalten betrachtet. Ist doch durchschnittlich nicht einmal die männliche Jugend im Stande, vermöge der blos passiven Theilnahme an den Studiengewohnheiten die Missverhältnisse, denen sie anheimfällt und die dem regsameren und aufgeklärteren Theil auch wohl fühlbar werden, hinreichend und namentlich in Rücksicht auf die erzeugenden Ursachen zu durchschauen! Die wenigen Frauen, welche auf einigen sozusagen geschäftlich coulanteren Universitäten, von denen die Promotionsgebühren weiblichen Geschlechts

eben auch für Geld gehalten werden, dazu gelangt sind, Studien zu machen und zu doctoriren, — diese wenigen Frauen dürften zwar als Fremde in dem ungekannten Lande, durch welches sie ihre Tour machten, im günstigsten Falle einige gute Beobachtungen angestellt haben, aber doch schwerlich dazu gelangt sein, von den sorgsam verschleierten Verhältnissen Mehr wahrzunehmen, als die traditionell, wenn auch nicht in die Universitätsgeheimnisse, so doch in das Studentenleben und in das äussere Gehaben der Professorenmanier eingeweihte männliche Jugend. Vielleicht noch ein wenig mehr, als der männliche Universitätsneuling, von der in der Vorstellung hochgehaltenen und überdies für das Weib ausserordentlichen Situation geschmeichelt, wird die Studirende und später Promovirende nur daran denken, dass ihr die besondere Gunst zu Theil geworden, in einen sonst verschlossenen Kreis einzudringen und das titulare Zeugniss für absolvirte gelehrte Studien zu erlangen. Sie wird überdies keine Gelegenheit zur eigentlichen Kritik haben. Ohne eingehende Kenntniss der Literatur und der wahren Grössen der von ihr erstrebten Wissenschaft wird sie sicherlich nicht minder, sondern gewöhnlich noch mehr als der männliche Student jenem Autoritätsaberglauben anheimfallen, der die jedesmal privilegirtesten und durch allerlei äussere Umstände einflussreichsten Professoren mit Grössen verwechselt, deren Ansehen wirklich daher rührt, dass sie in der Wissenschaft, aber nicht, wie jene conventionellen Kathedergötzen des Augenblicks, blos in der Ausbeutung der Zunftmonopole und in der universitären Reclame gross sind.

Es hat mir immer einen sonderbaren Eindruck gemacht, wenn ich die eigenthümliche Art von Selbstgefühl wahrnahm, mit welcher eine Doctorirte ihre ungewöhnliche Würde betrachtete. Ich will durchaus nicht an der Befriedigung mäkeln, die von der blossen Thatsache herrührt, dass ein Weib die bisherigen Schranken durchbrochen und sozusagen den alten Zunftstempel des gelehrten Bürgerthums aufgedrückt erhalten hat. Dies ist der alten Ausschliesslichkeit gegenüber immer schon eine Art von äusserlichem Protest gegen die Ungleichheit und Unterdrückung des Geschlechts. Indessen kann ich mich trotz alledem einiger Anwandlung von Komik niemals erwehren, wenn ich sehe, wie strebsame Candidatinnen der Wissenschaft die alte, gelehrt und praktisch immer hohler gewordene Doctordecoration sich grade in einer Zeit umhängen lassen, in welcher sich die Ueberzeugung

von der Verkommenheit und dem todesmatten Siechthum dieser abgelebten und unrettbar verlorenen Einrichtung schon im weiteren Publicum ziemlich verbreitet hat. Ueberdies ist bezüglich der praktischen Hauptsache der Doctorgrad in unsern Landen ohne jede Bedeutung. In der Medicin berechtigt er nicht zur Praxis und ist zu ihr glücklicherweise auch nicht einmal mehr ein nebensächliches Erforderniss. Die Staatsprüfung entscheidet Alles, und daneben nimmt sich die Doctorirung, wo sie überhaupt noch im Hinblick auf ein Stück an diesem Titel haftenden Volksaberglauben stattfindet, wie eine altfränkische Zunftceremonie aus, bei der das einzige Reelle und vollhaltig Gediegene die Kosten sind, die sie zu Gunsten der Börsen der gelehrten Zunftmeister verursacht. Doch ich will hier nicht noch einmal ein Thema erörtern, welches grade ich in meinem Anfangs 1875 erschienenen „Cursus der Philosophie“ bei Besprechung des Unterrichts zuerst ernsthaft und zwar dergestalt auf die Tagesordnung gebracht habe, dass man sich von gegnerischer, aber in diesem Punkte behufs Wahrung eines scheinbaren Anstandes doch ein wenig zum Reformeln geneigter Seite aufgestachelt fühlte und nun selbst eine Art Streifzug, wenn auch selbstverständlich nicht gegen das Unwesen der Doctorei überhaupt, so doch gegen einige dem Publicum besonders in die Augen fallende corrupte Praktiken desselben unternahm. Hiemit wurde natürlich so gut wie gar nichts gebessert, und der ganze Standpunkt, eine abgelebte Sache wieder zu einem für das Publicum lebenlügenden Scheindasein galvanisiren zu wollen, ist, wenn nichts Schlimmeres, eine stark nach Gelehrsamkeitsromantik schmeckende Illusion.

Doch lassen wir den Doctor und die Doctorin der verschiedensten Facultäten auf sich beruhen. Die Gelehrsamkeit, die davon umhüllt wird, ist für die wissenschaftliche Zergliederungskunst ein wichtigerer Gegenstand. Der Leichnam der todten Gelehrsamkeit erfordert einige Anatomie, und wenn die weibliche Aspirantenwelt einmal mit dem Bau des scholastischen Skeletts eine genauere Bekanntschaft gemacht haben wird, dürfte sie sich von dem Gerippe und seiner mittelalterlichen Zusammenfügung nicht mehr sonderlich angezogen finden. Allerdings haben die Staatsprüfungen Einiges ein klein wenig modernisirt; denn die centralistische Polizeigewalt des neuern Einheitsstaats hat, wie in Rücksicht auf alles Zunftwesen, so auch im Verhältniss zu den gelehrten Zünften, immerhin ein Stückchen Fortschritt vertreten.

Sie hat zwar die Universitätszünfte, statt sie wegzuschaffen, nur einigen ihrer eignen Zwecke dienstbar gemacht und sie ein wenig in ihren eignen Rahmen hineingezogen; sie hat aber doch bei dieser Gelegenheit den Zunftgeist wenigstens durch den weniger unmodernen Typus der Büreaukratie hier und da gemässigt und hat sich neuerdings oft genug in der Lage gesehen, mit der Initiative zur Abschneidung einzelner ganz unerträglich gewordener Zöpfe vorzugehen. Sie hat grade bei den hartnäckigsten Universitäten den lateinischen Dissertations- und Ceremonialzwang etwas beschränkt und gelegentlich auch wohl einmal Miene gemacht, die Alleinherrschaft der alten Philologie in einigen Richtungen in Frage zu stellen. Solche kleine und langsame Beseitigungen bereits überall lächerlich gewordener Ueberlieferungen haben aber an der Hauptsache nichts geändert. Das Wissen, welches für die Staatsprüfungen beschafft werden muss, wird zum grossen Theil auf anderm Wege als durch die Universitätsvorlesungen angedrillt. Buchhülfen, sogenannte Paukatur, sowie allerlei private Nebeninstitute müssen hier aushelfen; denn die Ohnmacht des sich träge hinschleppenden einseitigen Vortrags mit seinem semesterlang ausgesponnenen Faden wird immer fühlbarer, und die unpraktische verrottete Manier, in welcher viele Wissenschaftsrubriken in nutzloser Ausfüllung mit allerlei gelehrtem Schutt dargeboten werden, drängt sich denn doch den Candidaten der verschiedenen Berufszweige bei Gelegenheiten, wo es etwas gilt, einigermaassen auf. Am wenigsten ist dies freilich da der Fall, wo, wie in der Medicin oder in der Philologie für unsern Staat, die Professoren auch zugleich die staatlichen Prüfungscommissionen ausfüllen. In diesem Fall sind sie aber doch gezwungen, ganz andere Forderungen zu stellen, als in den spielend tastenden Tentamen, die zur Doctorirung ausreichen. Mag der Staatsprüfungscandidat zusehen, woher er den Stoff sich einverleibe; das Anhören der meisten Universitätsvorlesungen, soweit es wirklich noch ertragen wird, verhilft ihm sicherlich nicht dazu; aber der Umstand, dass der büreaukratische Staat eingegriffen hat, ist doch wenigstens die Ursache, dass mehr herauskommen muss, als das, was die Zünfte als Meisterstück verlangen und als Abschluss der bei ihnen durchgemachten drei- oder vierjährigen Lehrlingsschaft gelten lassen. Es ist also nicht ein Verdienst der Universitätszünfte, wenn vermöge der Staatsanordnungen eine gewisse Summe von Kenntnissen zur

Prüfung auf irgend einem Wege eingepackt werden muss, um dann für den entscheidenden Tag zum Auspacken bereit zu sein. Freilich wird dann die Reise durch das praktische Leben nicht zu viel von der Bagage mitzuschleppen haben; denn die letztere verliert sich zu einem grossen Theil und Stück für Stück, ohne dass eine besondere Bemühung nöthig wäre. Einiges haftet jedoch; aber selbst an diesem Wenigen sind die Universitäten meist unschuldig; denn grade die allmälige und allein nachhaltige Einverleibung von Wissensstoff, um welche es sich bei einer wohlgeordneten, nicht erst schliesslich überstürzten Vorbereitung handelt, ist das, was von ihnen verfehlt wird. Sie verderben die Zeit, in der etwas Gediegenes geschehen sollte, mit ihrem leblosen Scheinunterricht und wiegen den Studirenden nicht blos eigentlich, sondern auch metaphorisch in Schlummer, indem sie grade die Gewissenhaftesten glauben machen, mit dem absitzenden Anhören der professoralen Heftverlautbarung ihre Pflicht gethan und für die zureichende Präparation ihres wissensbedürftigen Hirns gesorgt zu haben. Im Falle der grössten Geduld tragen die Studirenden aber doch nur beschriebenes Papier nach Hause, während ihr Geist im günstigsten Falle unbeschrieben bleibt, im weniger günstigen aber allerlei Kreuz- und Querstriche aufzuweisen hat, welche von dem hölzernen Stil der professoralen Heftcompilation herrühren.

Die weibliche Welt hat hienach keine Ursache, die Jünger der Universitäten zu beneiden. Sie hat Ansprüche auf etwas Besseres, und wenn sie in den Verlegenheiten der Uebergangszustände von jedem Mittel und also auch von den Universitäten Gebrauch machen will, so kann dies nur den Sinn haben, sich den Zugang in neue Berufszweige auf einem nun einmal noch ausschliesslich privilegirten Wege zu eröffnen und wird daher nur als ein unter Umständen nothwendiges Uebel zu betrachten sein. Da jedoch ohne die innern Gründe die nackten Thatsachen zu ungeheuerlich erscheinen möchten, so muss ich und zwar hier grade im Interesse der Frauenbildung etwas näher auseinandersetzen, welche Bewandtniss es mit der Lehrweise der Universitäten hat, und wie die Verkehrtheit derselben theils von den Wirkungen der längst überlebten mittelalterlichen Zunftverfassung, theils von den mitgeschleppten Gelehrsamkeitsstoffen alter Art und schliesslich auch von dem unmodernen und unwissenschaftlichen Princip der autoritären Ueberlieferung persönlicher Meinungsweisheit in Heftvorlesungsform herzuleiten ist.

Zünfte sind nicht blos geschichtlich, sondern überhaupt unberechtigte Gebilde gewesen. Ihr Wesen oder vielmehr Unwesen war die Ausschliesslichkeit, die Scheu vor der freien Concurrenz, ja gradezu der familien- und vetterschaftliche Alleinbesitz des Gewerbes. Letzteres selbst wurde als ein Mittel der monopolistischen Ausbeutung des Publicums und demgemäss als eine Art abgepferchtes Privatrecht angesehen. Das zünftlerische Princip ist nun in den materiellen Gewerben glücklich überwunden; aber die mittelalterlichen Zunftgebilde sind gleich emporragenden Ruinen in den Universitäten noch immer zu schauen. Gelehrte Zünfte sind aber ihrem Wesen oder vielmehr Unwesen nach noch schlimmer als diejenigen der gemeinen Handwerke; denn sie sind nicht blos der Form, sondern auch dem Inhalt nach mittelalterlich und haben überdies den Nachtheil, dass die Wissenschaft von der Unfreiheit weit ärger betroffen wird, als irgend ein gewöhnliches Handwerkserzeugniss. Der Zunftstiefel oder Zunftrock mag immerhin an Geschmack und Billigkeit viel zu wünschen übriglassen; aber er ist doch wenigstens ein brauchbares Ding, und nur selten wird die zünftlerische Unfreiheit daran Schuld sein, wenn er drückt oder gar nicht sitzt. Von einem zünftlerisch gearbeiteten Tisch lässt sich jedenfalls noch essen und trinken, auch wenn Meister und Gesellenschaft schon arg heruntergekommen wären und für den theuersten Preis das unbeholfenste Möbel producirt hätten. Die zünftlerisch zubereitete Wissenschaft ist aber oft eine ungeniessbare oder mindestens unverdauliche Speise; sie ist mit einer Menge Bestandtheilen versetzt, die dem modernen Magen starke Indigestionen verursachen müssen, wenn nicht schon zuvor die Zunge ihre Schuldigkeit gethan und dem schmacklosen Zeug, soweit möglich, den Eingang verwehrt hat. Ausserdem sind gelehrte Monopole und Ausschliesslichkeiten weit schlimmer als materielle; denn die Unfreiheit des Unterrichts muss das Erzeugniss weit mehr fälschen, als die Unfreiheit des Handwerks. Die geistige Corruption, die im Dunkel der unfreien Autoritätenwirthschaft um sich greift, ist viel intensiver als die materielle. Die Herabziehung der Wissenschaft zu einem blossen Werkzeug der zünftlerischen Nahrungs- und Versorgungsinteressen ist denn doch noch etwas Anderes, als die Dienstbarmachung eines gemeinen Gewerbes für diesen, ihm ja ganz naheliegenden und gewissermaassen auch natürlichen Hauptzweck. So sind denn seit dem 12. Jahrhundert die Universitäten

als geistige, ja zum Theil auch geistliche Zünfte nach einer kurzen Halbblüthe, die in bedeutenden sachlichen Anregungen und in ursprünglich bisweilen auch freieren Verfassungen ihren Grund hatte, in den modernen Jahrhunderten überall immer mehr verfallen und haben den Fortschritt der Wissenschaften wesentlich gehemmt, die untergeordnete Vermittlung des anderweitig in freierer Weise Gewonnenen aber meist recht schlecht oder gar nicht besorgt. Schon von Adam Smith wurden sie für diejenigen Stätten erklärt, in denen die verrottetsten Vorurtheile noch hausen, die bereits aus allen Ecken der Welt vertrieben sind. Doch ich kann mich hier nicht auf eine geschichtlich weit ausholende Darlegung einlassen. Das Zunftgerüst und seine Wirkungen können auch an den heutigen deutschen Universitäten zur Genüge in Augenschein genommen werden. Die ausschliessende Körperschaft cooptirt nach persönlichem Belieben; denn die Staatsgenehmigung ist fast nur formell. Ein Fachprofessor entscheidet darüber, wen er zum Collegen haben will, und sieht sich natürlich nach einem möglichst gefälligen und zahmen Concurrenten oder vielmehr Nichtconcurrenten um. Wo er sich nicht gradezu Nullitäten besorgen kann, weil seine Fachcollegen auf andern Universitäten mit ihm im vetterschaftlichen Cartell stehen und auch ihre Leute untergebracht sehen wollen, arrangirt man sich nach dem Princip der Gegenseitigkeit und theilt innerhalb der Kameraderie das Monopol nach jedesmaliger Convenienz. Ausnahmsweise greift allerdings auch die Büreaukratie ein, und da ihr Nepotismus weder an sich selbst so schlimm wie der zünftlerische und überdies weniger unmittelbar in die gelehrte Sphäre hineinverzweigt ist, so geschieht es auch wohl, dass ein einflussloserer Fachprofessor gute Miene zu dem für ihn bösen Spiel machen und sich die Hinsetzung einer sogenannten Grösse als nachbarlichen Concurrenten oder vielmehr Hauptmonopolisten gefallen lassen muss. Selten wird es aber geschehen, dass derartige Grössen und Hauptprofessoren selbst nicht in der Lage wären, jeder an seiner Universität möglichst allein zu horsten und so in den Hauptzunftörtern in gehöriger Distanz voneinander ihre gelehrten Zwangs- und Bannrechte über das Studentenpublicum auszuüben. Das Ausland sei noch besonders daran erinnert, dass die bei uns von den Studenten bezahlten Vorlesungsgelder eine *ansehnliche Private*innahme der einzelnen Professoren bilden, und *dass diese letzteren daher* eine sehr starke ökonomische Ursache

haben, die formell freie Auswahl ihrer Vorlesungen seitens der Studirenden nie einer missliebigen, wenn auch noch so beschränkten Concurrenz anheimfallen zu lassen, so dass ein volles oder aber nach stillschweigendem Einverständniss und collegialischer Anstandsordnung getheiltes Monopol das Ideal der Ausbeutung des gelehrten Handwerks bildet.

Infolge dessen ist auch der Aerger der Zunftmeister und Facultätsprofessoren besonders gross, wenn einmal die Regierung auch einen ihrer eignen Leute in eine Professur zu stecken hat und ihn einer Facultät, wie man dies nennt, einfach hinsetzt. Von einem solchen Fall, welcher nach manchen andern z. B. auch 1884 der Berliner Universität und zwar in der medicinischen Facultät begegnete, dem Fall Schweninger, machten die dort tonangebenden Professörchen und die zugehörigen Pressjuden viel Aufhebens, weil sie diesmal gegen den Hingesetzten, unter Vorwand eines Sittendefects, ein gar leichtes Spiel zu haben glaubten. Mir, als einem Kenner der Sitten der Zunftgelehrten in ihrem Gewerbsbetrieb, musste es hochkomisch vorkommen, dass die Herrchen auch Mangel wissenschaftlicher Verdienste als einen Grund affichirten, während doch bei ihren eignen Protégés wissenschaftliche Auszeichnung das ist, was regelmässig gar nicht oder höchstens einmal nebenbei und an letzter Stelle in Frage kommt. In der That dienten solche Vorschützungen nur dazu, das Publicum über das eigentliche Motiv irrezuführen. Dieses war, wie immer, so auch diesmal nichts Anderes, als das beeinträchtigte Monopol zünftlerischer Patronage, also der Eitelkeit und des stellenvergebenden Einflusses derjenigen Professoren, welche gewohnt sind, immer nur ihre Anhängsel unterzubringen. In diesem Falle hatte sie dies bis zu dem Punkte aufgekitzelt, sogar davon verlauten zu lassen, selber gehen zu wollen, wenn die Regierung gegen ihre dem hingesetzten Professor gegenüber inscenirte Benehmungsart einschritte. Das Einschreiten, d. h. die Zurechtweisung kam und dazu auch öffentlich in officiösen Zeitungsartikeln die entschlossene Andeutung, dass man die Herren, wenn sie wollten, immerhin ziehen lassen würde, — und siehe da, die Species bewährte ihren Charakter. Sie zogen nicht nur nicht, sondern — legten sich auch sofort. Nach so vielem und monatelangem Gekläff in den Zeitungen und nach allen möglichen Demonstrationsinscenirungen wurde mit einem Mal Alles mäuschenstill. Der abkühlende Wasserstrahl hatte seine Schuldigkeit gethan. Im

Ernste ihre Professuren quittiren, — nein, das wäre ein übles Geschäft gewesen, wo doch die ganze unterthänigste Empörung nur einem Stückchen vom zünftlerischen und persönlichen Patronagemonopol gegolten hatte. Ein späteres gelegentliches Nachspiel von blossem Wortdemonstratiönchen im preussischen Abgeordnetenhause auf einen weiteren und noch entschiedeneren Schritt der Regierung hin, nämlich auf eine ansehnliche Gehaltscreirung für den Ernannten im Etat, — das war billiger zu haben als der eigne Abgang. Zeigt eine Regierung nur eine ernste Miene, so wissen die Zunftprofessoren gar wohl, was sie zu thun oder vielmehr zu lassen haben. Andernfalls aber, und wo ihnen die Regierung überhaupt nicht querkommt, bethätigen sie ihr Privilegium ganz nach den gelehrt vetterschaftlichen Interessen von Einzelpersonen und Ringen.

Der Professorenstand ist nämlich eine Art Kaste, die sich vornehmlich durch Inzucht fortpflanzt. Schwiegervater und Schwiegersohn sitzen innerhalb derselben Facultät und fungiren innerhalb derselben Commission als Examinatoren. In die Professuren heirathet man sich ein, wie früher in die Handwerksgilden. Auch ausserhalb der Universitäten weiss man ja in vielen Kreisen bereits hinlänglich, dass die Vetterei dadrinnen eine ganz bedeutende Rolle spielt, und dass wissenschaftliche Verdienste nicht etwa blos die gleichgültigste Nebensache, sondern, wo sie nicht mit der persönlichen Patronage zusammentreffen, ein Hinderniss des Fortkommens und ein Grund der Fernhaltung oder gar Aechtung sind. Aber die Art, wie dieses nepotische System, welches da, wo es einmal über die Bluts- und Gildenverwandtschaft hinausreicht, auf persönlicher Affiliation beruht, mehr und mehr corrumpirend auf den Nachwuchs einwirkt, muss hier doch in Erinnerung gebracht werden. Ein Candidat des Docententhums sieht sich zunächst danach um, wo er durch Unterthänigkeit und in Aussichtstellung guter Dienste die specielle Patronage eines Fachprofessors erwerben und sich so dessen Stimme für die Zulassung und für künftige Beförderung gewinnen möge. Die Gewitztesten beginnen diese persönlichen Manipulationen schon während der Studienjahre, zumal wenn sie unmittelbar aus der Kaste selbst stammen oder wenigstens ihren Künsten nähergetreten und von erfahrenen Routiniers schon einigermaassen eingeweiht sind. Die elendeste Schmeichelei ist das Pflaster, mit dem der Weg festgemacht wird, und die grüne Unreife mit ihrer Urtheilslosigkeit hilft ein wenig nach, wo sich onst vielleicht gelegentlich doch das Gewissen regen und dens

beschränkten Cultus bei den jedesmaligen Professörchen, der mit der Verlästerung oder wenigstens Verleugnung des Bessern verbunden werden muss, als eine zu arge Schmach empfinden lassen würde. Indessen sind die universitären Reptilien mit ihrem Stellenschleicherthum meist schon durch die umgebenden Lebensbedingungen hinreichend in ihrem Artcharakter ausgeprägt, um mit einer mönchischen Verschlagenheit auch hinreichende Erhabenheit über wissenschaftliche Heuchelei zu verbinden und ihre servile Anpassungsrolle so abzuspielen, dass nicht bei ihnen eine moralische Gegenregung, wohl aber bei Andern, diesem gesinnungslosen Treiben Fremdgebliebenen und nur von draussen Hineinblickenden, trotz der Entfernung, um auch einmal classisch zu reden, der Speichel rege gemacht wird.

Wenden wir uns von diesem ekelhaften Treiben der Personen zu dem sachlichen Boden, auf dem es sich ergeht. An gelehrtem Gemüll fehlt es dort natürlich nicht, und die Abfälle aus dem Mittelalter bilden die Hauptverzierung, durch welche sich universitäre Gelehrsamkeit vor moderner und naturgemäss gestalteter Wissenschaft auszeichnet. In den Rahmen des mittelalterlichen Kirchen- und Autoritätswesens hineingepfropft, haben die Universitäten das von der Kirchensprache her angenommene Latein sozusagen als heilige Scheidewand gegen das profane Volk angenommen und bis auf den heutigen Tag nach Kräften conservirt. Freilich haben sie die lateinischen Vorlesungen schon im vorigen Jahrhundert grösstentheils abthun müssen; aber sie sind damit doch ein paar Jahrhunderte zu spät gekommen. Der Geist der freien Wissenschaft hatte sich schon im 16. Jahrhundert der neuern Völkersprachen bedient und die gelehrten Zünfte sind in diesem Punkt wiederum nur der Hemmschuh gewesen, der den Wagen des natürlichen Fortschritts am unrechten Orte aufgehalten hat. Heut steht das Latein theils als ceremonielles Curiosum, theils aber auch (und dies ist das ernsthafte Uebel) als Grundlage der Studien im Wege. Mit dem Griechischen sind zwar die Gymnasien arg genug heimgesucht; aber in den besondern Fachstudien spielt es, abgesehen von der Philologie, also von der Zurichtung von Gymnasiallehrern für dasselbe, auf den Universitäten keine gleich lästige Rolle. Der Jurist, dem man die Pandekten als A und O der Rechtskunde wöchentlich 12- bis 15stündig servirt, und der nach echt philologischer Manier wohl gar die Künste eines römischen Richters an den alten „Formeln“

höchst Savignyromantisch galvanisiren soll, — der Jurist, dem einige Geschäftskenntniss in den Verkehrs- und Rechtsformen des wirklichen Lebens Noth thäte, soll statt dessen am rescribirten Gajus klauben und, was noch schlimmer ist, gelegentlich ausser dem byzantinischen Mosaik der Justinianisch-römischen Rechtsbibel auch noch das Corpus des kanonischen Rechts in der ganzen Wohlbeleibtheit dieses geistlichen Buches umklammern und, wie der Theologe seinen hebräischen Psalm, so seine lateinische Stelle aus der hierarchischen Ueberlieferung auslegen können. Aber Griechisch kommt hiebei doch so gut wie gar nicht in Frage, und das Unleidliche ist die lateinische Wörterdressur. Seit sieben Jahrhunderten hat man an der römischen Rechtsbibel, namentlich aber an den Pandekten, sowie auch an dem mittelalterlichen Zubehör heruminterpretirt und will noch immer dieser erläuternden Bedientenverrichtung nicht entwachsen sein. Diese Armseligkeit der Ergebnisse rührt von dem autoritären Princip her. Man hat persönliche Meinungen weiter gegeben, aufgereiht und gesammelt; die Ansichten der Doctoren bildeten die sogenannte Wissenschaft und das lateinische Gewand war der einzige Umstand, welcher der äusserst platten Sache vor dem abergläubischen Publicum einen gewissen Schein und eine Art Vornehmheit verschaffte. Hienach wird man auch begreifen, warum die Gilde heute im Latein die letzte Stütze ihres Ansehens wanken sieht, und warum sie diese heilige Sprache als Scheide ansieht, in welcher das Schwert ihrer Rechtsweisheit stecke. Eine Scheide ist es nun wohl — dieses Latein; aber darinnen steckt Nichts, womit sich ernsthaft fechten liesse. Wer nicht schon vor der umgehängten Scheide Respect bekommen will, braucht das Uebrige nicht zu fürchten.

Dennoch hat aber ein geringes Maass von Latein grade noch bei den Juristen am ehesten einen praktischen Sinn; denn manche noch maassgebende Vertrags- oder Gesetzesurkunde neuerer Zeit ist in echtem Küchen- oder Kirchenlatein abgefasst und kann unter Umständen wohl einmal buchstabirt werden müssen, wofür man freilich auch ebensogut wie für Polnisch eigne Dolmetscher halten könnte. Was aber die Quellen des wissenschaftlichen Studiums anbetrifft, so dürften die Kinderschuhe doch endlich auszuziehen sein. Hat man sieben Jahrhunderte lang glossirt, *ohne selbständig zu werden, so wird man es auch in sieben Jahrtausenden nicht; und* ist man anderweitig durch bessere

Methoden des Denkens ein wenig zum Gebrauch der eignen Beine gelangt, so ist erst recht kein Grund vorhanden, den alten lateinischen, römischrechtlichen Zoll noch ferner zu entrichten. Selbst der romantische Savigny wollte ja seine Liebhaberei nicht verewigt, sondern dieselbe nur noch als eine zur Selbständigkeit vorbereitende Phase anerkannt wissen und ergab sich bereits in den Gedanken, den römischen Rechtsstoff als Schulungsmittel abgethan und nur noch der geschichtlichen „Erinnerung einer dankbaren Nachwelt übergeben" zu sehen. Das Latein in der Philologie aber schwebt ganz in der Luft; denn es dient nur dazu, Lateinlehrer für die Gymnasien zu produciren, und die ganze Herrlichkeit dreht sich auf diese Weise im Kreise. Braucht man das Latein nicht mehr für materielle Fächer, so hat es auf den Gymnasien keinen Sinn mehr; fällt es aber auf den Gymnasien fort, so ist die Philologie auf den Universitäten überflüssig und die altsprachlichen, angeblich auch alterthumskundigen Professoren können getrost aussterben.

Die Medicin sammt Apothekerei ist zwar in ihrer eigensten mittelalterlich abergläubischen Gestalt auch lateinisch recht hübsch inficirt, aber doch glücklicherweise nur mit Brocken und sehr äusserlich in jener Weise, wie sie von einem Molière im „Eingebildeten Kranken" angemessen verspottet wurde. Auch für die Heilkunde wird man künftig gar keine alten Sprachen brauchen, und schon jetzt kommt man so ziemlich ohne dies aus. Der junge Mediciner kümmert sich um sein wenig Gymnasialgriechisch gar nicht mehr, und auch von dem Latein wird er meistens $^{99}/_{100}$ vergessen, ohne auch nur bei der Staatsprüfung in Verlegenheit zu kommen. In der Praxis entäussert er sich aber alles gelehrten Krams; nur darf er die paar Apothekerausdrücke für das Receptschreiben nicht verlernen; denn hier spielen die Reste der heiligen Sprache eine wahrhafte Priesterrolle gegen das profane Laienvolk. Hiemit sind wir aber auch schon auf dem Niveau des blossen Apothekers angelangt, und für dessen Büchsen wird man doch wahrlich nicht die classisch lateinische Literatur auf den Gymnasien tributpflichtig und zum Hauptdrillungsmaterial der armen gequälten Zöglinge gemacht haben wollen. Um bei dieser Gelegenheit noch einmal an den Juristen zu erinnern, so wird auch dieser in der selbständigen Praxis und zum Theil sogar schon, wenn er über die erste, noch viel todte Gelehrsamkeit athmende *Prüfung hinaus* ist, seine altsprachliche Bedürftigkeit mit Behagen

der Vergessenheit anheimgeben und Angesichts des wirklichen Lebens und der neuern Gesetzbücher sich durch den Gedanken erheben, welcher classisch romantischen Täuschung er nun glücklich entwachsen sei. Der nachdenkende Mediciner aber wird sich sagen, dass er, um auch einmal aus Neugier in den Hippokrates hineinzusehen, mit seinem unzulänglichen Gymnasialgriechisch doch nicht ausgereicht, sondern zu Herrn Littrés schöner französischer Ausgabe oder auch zu einer deutschen Uebersetzung hätte seine Zuflucht nehmen müssen. Uebrigens wird er wissen, dass trotz einiger guter Maximen, über welche die Heilkunde und die Betrachtungsart der Krankheiten in den 2000 Jahren nicht hinausgekommen ist, doch der jetzige Hauptlernstoff im Naturwissenschaftlichen liege, worin die Alten bekanntlich weniger als Kinder gewesen sind. Was an der Medicin nicht priesterartig dunkel, autoritär und abergläubisch ist, stammt zum überwiegenden Theil aus der modernen, ja soweit es sich um die Geltendmachung besserer Grundlagen des Naturwissens handelt, erst aus der allerneusten Zeit. Die Ausmerzung des Verkehrten ist ein Haupttheil der Fortschritte gewesen, und hiebei war die Altsprachlichkeit nicht ein Förderungsmittel, sondern eine Hemmung.

In Wahrheit ist das angedeutete Stück Mittelalter und Kirchensprache und mithin die ganze Erbschaft des verwesten römischen Reichs völlig abzuthun. Unmittelbare Kenntniss der Sachen im modern wissenschaftlichen Sinne ist bei den Alten nicht zu haben. Die Literatur des Römerthums aber ist sogar unwissenschaftlich gewesen und hat, in Ermangelung schöpferischer Anlagen, blos das Griechenthum nachgeahmt und zwar meistens recht dürftig copirt. Zur eigentlichen Wissenschaft hatten die Römer niemals irgend welche angestammte Neigung; die Schöngeisterei der ersten Zeiten ihres Kaiserthums war, wie gesagt, erborgt und obenein ziemlich servil. Was aber die sogenannten classischen Juristen anbelangt, die sich in den ersten Kaiserjahrhunderten ausprägten, so sind von ihren Werken nur Trümmer und Mosaikstückchen vorhanden, und die verhältnissmässige Schärfe ihrer Manier, privatrechtliche Vorstellungen zu zersplittern, hat als Schulungsmittel neuerer Gelehrsamkeit im Werthe immer mehr sinken müssen, je entschiedener sich herausstellte, dass sich jene Formen des Denkens von dem völlig fremdartigen Rechtsstoff nicht trennen liessen. Dieser Rechtsstoff selbst ist aber nunmehr in der sogenannten reinen Gestalt ein Gegenstand der romanistischen

Philologie geworden und hiemit seiner Ausrangirung aus den wirklichen Bildungsmitteln näher gerückt. Dieses Stück Philologie kann ebensowenig, wie die sonstigen altsprachlichen und alterthumskundlichen Gelehrsamkeitsreste, dem modernen Menschen als Bildungsmittel zugemuthet werden. Die sogenannte classische Bildung auf den Gymnasien sollte eher altsprachliche Verbildung heissen, und die mächtigen industriellen Classen, in denen doch Blut des neuern Lebens pulsirt, werden schliesslich schon dahin gelangen, die altsprachlichen Zollschranken niederzureissen. Diese modernen Gesellschaftselemente werden sich nicht immer gefallen lassen, dass ihre sonst einflussreichsten Mitglieder von der Staatsverwaltung, vom Richter- und Advocatenstande und überhaupt von allen gelehrten gesellschaftlichen Functionen ausgeschlossen bleiben, weil ihr sachlicher Bildungsgang ihnen die Einlassung mit dem Todtenputz philologisch lebloser Verbildung nicht gestattet hat. Eines ist aber eben nur möglich, und bei der Wahl zwischen Sachwissenschaft und Wörtergelehrsamkeit kann die Entscheidung für den modernen Menschen nicht zweifelhaft sein. Die vermeintlich bildende Kraft, die das grammatische Wiederkäuen lateinischer und griechischer Schriftsteller auf den Gymnasien zur Formung des Geistes haben soll, ist nie die Ursache der Einführung solcher todten Künste gewesen, sondern hinterher als Scheingrund erfunden, um nicht zu sagen erlogen worden. Seit den Zeiten Petrarcas und überhaupt mit der literarischen Renaissance hatte man sich aus Bedürfniss, in einer Art Anwandlung von Classicitätsromantik und zum Theil auch, um ein Gegenstück zur religiösen Barbarei zu pflegen, den alten Schriftstellern zugewendet, und der sogenannte Humanismus von antik literarischer Haltung hatte eine gewisse Berechtigung. Indessen würde man doch nicht die gelehrten Anstalten gymnasialer Art sowie den ganzen Gelehrtenverkehr auf das Latein gegründet haben, wenn wirklich die geistige Beschaffenheit der schriftstellerischen Ueberlieferungen und nicht vielmehr die alten, von der Kirche herstammenden Gewohnheiten maassgebend geworden wären. Die griechische Literatur hatte allein einigen Gehalt; aber grade die Kenntniss und Einschulung der griechischen Sprache blieb stets und bis auf den heutigen Tag eine dürftige. Es ist also eitel Blendwerk, wenn man sich heute hinter angeblich formalistische Vortheile zu flüchten und sozusagen auf die Turnkünste an den alten Sprachen zu steifen sucht. Selbst

wenn die schulmässige Zerklitterung zum Theil geringwerthiger Autoren geschichtlichen oder belletristischen Genres im altsprachlichen Gebiet besondere Vortheile böte, wovon aber grade das Gegentheil der Fall ist, — selbst wenn also die formelle Sprachbildung hier ernsthafte Förderung erführe, so würde dennoch jeder moderne Gegenstand vorzuziehen sein, weil das Opfer, sich etwas sachlich Nutzloses mit grosser Mühe und erheblichen Kosten anzueignen, um eine blos formelle Uebungsfrucht davonzutragen, denn doch Angesichts des riesenmässig angewachsenen Materials unmittelbarer und lebendiger Sachinteressen eine zu komische Zumuthung wäre. Solch eine Zumuthung kann eben nur von Jemand ausgehen, der sich als philologischer Pedant in seine Winkelwelt derartig eingehaust hat, dass er in seiner Eitelkeit sein Wörterhäuschen für die grosse Welt der Dinge nimmt und seine „Facultas“ für lateinische und griechische Knabendrillung mindestens als eine Art Braminenthum der Bildung ansieht, während er sich doch in Wahrheit zu den Theologen gesellen und mit seinem altsprachlichen Priesterthum gegen wahrhaft aufklärende Sachwissenschaft nur eine reactionäre Front formiren kann. Auch ist es der Mangel an wirklichem Wissen und ernsthafterer Bildung, was die altsprachlichen Matadore so gewaltig aufregt, wenn Jemand der Heiligkeit und den Wunderwirkungen ihrer Manipulationen den Glauben versagt. Sie fühlen nämlich schon einigermaassen, dass sie nichts sind und mit ihrer sachlichen Bildungslosigkeit zu einer komischen Figur werden müssen, wenn ihr altsprachliches Priesterthum erst von einer grösseren Menge durchschaut wird.

Man ist schon früher in Frankreich und jetzt auch bei uns auf den der Beschränktheit naheliegenden Einfall gekommen, das Griechische im Verhältniss zum Latein mehr als bisher hervortreten zu lassen. Diese Weisheit ist eine sehr ungeschichtliche und unpraktische; denn, wie schon gesagt, nach dem Rangverhältniss der Literaturen ist die altsprachliche Drillung überhaupt nicht eingeführt worden. Es waren praktische Anknüpfungspunkte gewesen, denen das Latein seine schulmässige Einbürgerung zu verdanken gehabt hatte. Nun thut man aber so, als wenn geistige Vorzüge einer relativ bessern Literatur, wie der griechischen, den Ausschlag geben müssten. Man kommt hiemit nicht nur ein halbes Jahrtausend zu spät, sondern versimpelt auch die ganze Betrachtungsart in das Ideologisch-Romantische hinein.

Was zur Zeit humanistischer Classicitätsschwärmerei, also in einem Zustande, welcher sich zu dem heutigen Verfall wie Jugendleben zu einem Leichnam verhielt, nicht den Ausschlag zu geben vermocht hat, sollte jetzt an erster Stelle maassgebend werden? Selbst wenn wir heute mit unserer wirklichen Wissenschaft da ständen, wo wir vor vier Jahrhunderten waren, also bei einer ersten Initiative, so würde der Werth des Griechischen doch nicht dazu führen können, es zur Schulungssprache zu machen. Wie die Dinge aber gegenwärtig liegen und nach Beseitigung aller jener Illusionen der Classicitätsromantik möchte die griechische Belletristik und Geschichtsschreibung denn doch nicht verlockend genug sein, um moderne Generationen, etwa der zerfahrenen Possen des Aristophanes wegen, zu nöthigen, sich Jahrzehnte des Lebens durch griechische Sprachexercitien aushöhlen zu lassen! Das Beste bei den Griechen war die plastische Kunst, und ihre Bildsäulen reden glücklicherweise kein Wort Griechisch. Die Wissenschaft aber war bei den Griechen in der Kindheit und die Philosophie fast durchgängig weniger als das, nämlich, was sie, abgesehen von der sachlichen Forschung, auch noch heute so ziemlich überall ist, ein selbstgefälliges, sachlichen Ernstes ermangelndes Vorspiel mit allerlei ersten Elementarbegriffen, aber überdies in einem dialektisch sehr schülerhaften Genre. Wenn man also die griechische Schöngeisterei nicht überschätzt und die Bedürfnisse der modernen Denk- und Gefühlsweise nicht auf die Dauer mit Füssen treten will, so wird man auch die griechische Romantik fahren lassen und den modernen Völkern nicht mehr etwas so Entfremdetes und, realistisch besehen, einer edleren Menschlichkeit oft so Fernstehendes, stets aber götterspielerisch und abergläubisch Rückständiges aufdringen können. Für die richtige Würdigung und Stellung aller Belletristik, einschliesslich der sprachlich mumisirten und sachlich uns in vielen Elementen ganz unsympathischen des Alterthums, wird die eigentliche Wissenschaft schon sorgen.

Gesetzt aber auch, die weibliche Jugend würde unter gymnasial altsprachliche Zucht genommen, so würde sie selbst für den eingebildeten Zweck davon keine Frucht haben; denn mit dem Zeugniss der Reife ist der heutige Abiturient in griechischer Lectüre doch noch regelmässig ein derartiger Stümper, dass an ein geläufiges, sachlich ausgiebiges Aufnehmen alter Literaturwerke nicht zu denken ist. Bleibt doch noch sogar der studirte

Philologe im trägen Schneckengange des sich Wort für Wort und Zeile für Zeile durchwindenden und meist mühsam keuchenden Uebersetzens und sogenannten Commentirens stecken! Doch ich kann diesen Gegenstand hier nicht im Entferntesten erschöpfen. Es ist genug, wenn die Frauen wissen, dass ihnen die heutige Todtenmaske der einst lebendigen antiken Literatur nicht blos übel anstehen, sondern auch noch die Verrenkung ihrer natürlichen Geistesglieder mit der altsprachlich grammatischen und lexikalischen Folter eintragen und sie so zu allen gesunden Leistungen ungeschickt machen würde, — eine Ungeschicklichkeit, die sie am besten im Voraus an jenen männlichen Blaustrümpfen studiren können, die als philologische Pedanten auf den Gymnasien und Universitäten die heutige Scholastik vertreten. Ueberhaupt hat die todtsprachliche Bildung ihren Ort bei den übrigen Leichnamen, die den Gegenstand linguistischer Anatomie bilden, also bei dem Sanskrit, dem Hebräischen u. dgl. zu suchen und mag sich äussersten Falls einer ähnlichen gelehrten Winkelpflege, wie die altorientalischen Sprachen, erfreuen. Was aber das verdorbene Latein anbelangt, in welchem in den neuern Jahrhunderten auch noch einige wirkliche Wissenschaft, wie Mathematik und Physik, niedergeschrieben wurde, so ist es nur zum letzten Quellenstudium, ja, wie die Zuratheziehung antiker griechischer Schriftsteller, eigentlich nur zur Geschichtsschreibung der Wissenschaft erforderlich, und letzterer Thätigkeit kann unter natürlichen Verhältnissen über und über genügt werden, wenn auf 100,000 Menschen, die den Ständen gelehrter Berufsausübung angehören, einer kommt, der sich mit dieser Art von Erinnerung befasst. Hiezu genügen aber Gelegenheiten, wie sie ja auch bezüglich mexikanischer Alterthümer von denen aufgespürt worden sind, welche die sprachlichen Hülfsmittel zu ihren Forschungen von keiner Staatsweisheit für sie bereitgestellt fanden.

Das Kramen in Citaten antiker Schriftsteller ist das Merkmal der falschen Autoritätsmanier und hat auf den Universitäten die Lehre der meisten Wissenschaften nicht nur mit Geschmacklosigkeiten durchwebt, sondern auch in der ganzen Haltung und Methode verdorben. Alte Musterbücher und sozusagen Bibeln sowie überhaupt persönliche Meinungen und literarische Urkunden werden fälschlich als letzte Quellen oder als letzte Gegenstände des Wissens angesehen. Der stupide Personencultus spielt dabei eine Hauptrolle und die Wortgelehrten haben nicht einmal in

ihrem eignen Gebiet eine Ahnung von freier und unmittelbarer Sachwissenschaft. Selbst Mathematik und Naturwissenschaft sind hievon angesteckt und zeigen die Spuren einer Ablenkung zum scholastischen Verfall, der allerdings auch zugleich auf die Wirkungen der Zunftcorruption und der servilen Personenauswahl zu verrechnen ist. Eine Universitätsvorlesung, die sich ein Semester hindurchschleppt, trägt meist das Gepräge jener Autoritätsmanier. Sie ist der späte Nachkömmling jenes mittelalterlichen Ersatzes der Bücher durch dictirendes Uebermitteln eines wohlzusammengestoppelten Professorheftes. Sie benimmt sich heute noch so, als wenn es keinen Buchdruck gäbe, und als wenn die Weisheit der Kathederpfründner ein Geheimniss wäre, das nur im vertraulichen engern Kreise offenbart würde. In Wahrheit bleiben aber die Hefte gewaltig hinter den Grundwerken der Wissenschaft zurück. Der gemeine Professor hält sich stets unterhalb des Niveaus seiner Wissenschaft; denn er käut nur wieder, was ihm schon mannichfaltig vorgekaut und von seinem einstigen Hauptprofessor übergeben worden ist. Dieser selbst aber hat Mühe und Noth gehabt, etwas zusammenzudrechseln, worin wenigstens die an der Oberfläche greifbarsten Ansichten wirklicher Grössen und Grundwerke der vorangehenden Generation oder des abgelaufenen Jahrhunderts registratormässig angeführt wären. Er ist damit freilich auch meist im Rückstande, und in der Gegenwart versagt sein Urtheil ganz; denn es beruht auf demjenigen anderer Leute, die für ihn schon entschieden haben müssen. Das Verfahren eines auf dem Wege zur Docentur Begriffenen macht die Art kenntlich, wie die Vorlesungshefte entstehen. So ein Candidat pflegt, nachdem er die drei oder vier Jahre Studien hinter sich hat, noch ein paar Jahre auf verschiedenen Universitäten herumzuhausiren. Dort sieht er zu, wo er etwas abgucken und in sein Stammheft, welches er einst vorzulesen gedenkt, buchstäblich zusammentragen könne. Das Heft seines Hauptprofessors bildet den Rahmen, falls nicht irgend ein anderes Renommee tributpflichtig gemacht werden kann, wobei auch die nichtofficiösen Vortragenden, die allerdings eine seltene Ausnahme bilden, mit der verstohlenen Anwesenheit solcher candidirenden Freibeuter heimgesucht werden. Uebrigens hält sich der Candidat zu seinem Patron und verleugnet öffentlich Alles, was diesem und seiner Clique nicht genehm sein würde. Die gekennzeichnete Heftmache aber ist darum nothwendig, weil es

dem angehenden Docentenvolk selbstverständlich noch weit mehr als seinen bejahrteren Protectoren an der Fähigkeit fehlt, die Wissenschaft in freier Initiative selbständig zu formuliren oder doch wenigstens in Gemässheit der letzten Grundwerke und aus den bedeutendsten unmittelbaren Quellen zu redigiren. Die Pflege der autoritären Unmündigkeit, welche schon in der ganzen gymnasialen Vorbildung verderblich und in den Universitätsstudien vollends degradirend wirkte, erklärt zu einem guten Theil jene Heftzurichtung. Uebrigens ist es aber die Macht der mittelalterlichen Gewohnheit, welche bei Lehrenden und Lernenden den Heftcultus sammt Ablesen, Anhören und Nachschreiben verschuldet. Wie auch der Inhalt dieser Form entspreche und wie verzopft die Gelehrsamkeit, ja selbst die modern angefrischte Wissenschaft dabei hervortrete, ist hier nicht möglich, im Allgemeinen und kurz auseinanderzusetzen, wird aber wohl für den, welcher das Uebrige durchschaut hat, keinem Zweifel unterliegen. Auch kann ich mich für Mathematik und Naturwissenschaft auf die Auseinandersetzungen berufen, die sich in der zweiten Auflage meiner Geschichte der Mechanik in der am Schluss angegebenen Anleitung zum Studium der mathematischen Wissenschaften bezüglich der universitären Lehrweise finden. Hiemit sind noch die Kennzeichnungen zu verbinden, die in dem Werk „Grundmittel zur Analysis u. s. w.“ speciell für die mathematischen Gelehrtenzustände und deren monströse Entartungen beigebracht worden. Für die Volkswirthschaftslehre ist Entsprechendes in der Studienanleitung am Schluss der zweiten Auflage des Cursus der Nationalökonomie dargelegt worden. Die allgemeinen Gesichtspunkte aber nebst einigen andern speciellen Anwendungen finden sich über die universitäre Lehrweise im Cursus der Philosophie geltend gemacht, und reformatorische Beleuchtungen der Wissenszustände überhaupt sowie im besondern Hinblick auf die Hindernisse der Wissensentwicklung sind in dem Buch „Logik und Wissenschaftstheorie“ nach allen Richtungen hin vorgenommen. Auf die Ausführungen dieser Bücher muss ich mich berufen, um für das, was ich hier im Interesse der Frauen mehr allgemein gekennzeichnet als im Detail verfolgt habe, die erforderliche systematische und dem wissenschaftlichen Gesammtzusammenhang eingefügte Ergänzung voraussetzen zu können. Die weibliche Welt muss vor allen Dingen darauf halten, das fragliche gelehrte Unwesen nie ernstlich an sich kommen zu

lassen, und also auch dann, wenn sie ausnahmsweise mit ihm auf einem Wege zusammentreffen und die jetzigen gelehrten Anstalten zeitweilig benutzen müsste, der Hohlheit des universitären Aufputzes eingedenk bleiben. Das ganze System wäre längst zusammengebrochen, wenn es nicht einem künstlichen Staatszwange die zum Theil schon recht widerwillige Kundschaft verdankte. Der Student muss seine Semester und die Bezahlung seiner Vorlesungen nachweisen und sich meistens auch von Examinatoren prüfen lassen, die ihm an den Universitäten als Professoren ihre Vorlesungen anbieten. Gäbe es Unterrichtsfreiheit, so könnten die altersschwachen Institute die Concurrenz des freien Marktes keine Generation hindurch aushalten. Die Frauen haben aber zuzusehen, wie sie auf dem kürzesten Wege zu einer natürlichen Studirart gelangen und für diese den freien Spielraum und die natürlichen Rechte gegen staatliche Beeinträchtigung und universitäre Monopole verwirklichen.

6. Natürliche Vorbereitung für das praktische Hauptziel.

Der heutige Zustand der Wissenschaft und zum Theil auch derjenige der Literatur legt überhaupt und ganz besonders für die weibliche Welt eine ganz andere Studirweise nahe, als die aus dem Mittelalter und von der Autorität vererbte. Selbstthätigkeit auf Grund gedruckter Hülfsmittel wird die in Rücksicht auf Zeit und Geld bequemste und billigste Lernart ergeben. In der That ist es ein gelehrter Privilegienhumbug, glauben zu machen, dass die Grundwerke der Wissenschaft, die von wirklichen und schöpferischen Grössen herrühren, für den strebsam Lernenden zu hoch ständen. Was heute in der That nicht zu brauchen ist, — das sind die Lehrbücher, die, auf die Universitäten berechnet, schon absichtlich so eingerichtet wurden, dass sie den Vorlesungen keine Concurrenz machen. Sie sind nicht etwa blos Halbheiten, sondern meist Ungeniessbarkeiten und haben ihren Namen von dem, was sie nicht leisten. Wer sich aber an die Grundwerke hält, die hoch über den Lehrbüchern stehen, wird wirklich und zwar weit besser belehrt werden als durch Vorlesungshefte, die er übrigens auch, wenn er den Aberglauben an sie probiren will, fertig geschrieben kaufen kann, ohne sich selbst die Pein des Anhörens des Dictats und die Schreiberarbeit nebst

dem Absitzen in der dumpfen Luft auferlegt zu haben. Die seltene Ausnahme eigentlicher und anregender Vorträge, die weder auf Vorleserei noch auf Abhaspelung des Detailkrams einer Wissenschaft oder gar auf einen Buchersatz hinauslaufen, ist praktisch kaum zu veranschlagen, da sie in der Masse so gut wie nicht mitzählt und überdies im Rahmen der universitären Gewohnheiten und Vorschriften zu einer schwierigen und nur mit Opfern ausführbaren Angelegenheit wird. Ein Semester hindurch mindestens sechzigmal in lebendiger Rede sich über die anregenden Hauptpunkte, leitenden Grundanschauungen und Studiengrundsätze einer Wissenschaft derartig auslassen, dass Alles sofort interessirt und ohne Schreiberei dem Geiste eingeprägt werde, — dies ist, zumal den stumpfen Angewöhnungen gegenüber, die schon vom Gymnasium her die Fähigkeit zur thätigen und mitarbeitenden Aufmerksamkeit abgeschwächt haben, eine für den Docenten äusserst aufreibende Sache. Der einseitige Vortrag ist hier eben ein Hinderniss der Natürlichkeit der Mittheilung; denn es ist eine ungeheuerliche Aufgabe, im Semester etwa für zwei Wissenschaftszweige zwei Mal sechzig eigentliche Reden halten zu sollen und dabei die eignen Kräfte und diejenigen der Zuhörer nur in dem menschlich möglichen Maasse in Anspruch zu nehmen. Es kann Einer unvergleichlich leichter sechs Stunden hintereinander (wie dies bei Pandektisten in überstürzten Schlussabhaspelungen vorkommt) den Inhalt seines Heftes abdictiren, als zwei Stunden hintereinander wirklich selbständige und geistig frei bewegliche, den Gedanken frisch gestaltende Vorträge halten. Man erwarte daher auf den Kathedern wesentlich nur mechanische Arbeit, bei der natürlich für das Lernen weit weniger herauskommen muss, als wenn das Heft oder besser ein gutes Buch zur unmittelbaren Lectüre vorläge. Mit wirklichen Vorträgen hätte man weit sparsamer zu sein; denn weder der Lehrende hat sich in ihnen aufzureiben, noch der Lernende ein Interesse, in andern als wichtigen Fällen in einseitiger mündlicher Rede, die sich an Viele allgemein dirigirend wendet und keinen gegenseitigen Gedankenaustausch mit sich bringt, sozusagen wissenschaftlich haranguirt zu werden. Derartige Haranguen sind ganz am Orte, wo es gilt, einen leitenden Einfluss auszuüben, der an Einzelne oder Wenige in gewöhnlicher Gesprächsform nicht adressirt werden kann, weil eine derartige Anleitung, die jedenfalls noch besser ist, zu kostbar ausfallen müsste. Bedeutende

Persönlichkeiten und selbst schon besondere Virtuositäten können mit dem lebendigen Wort auch in der Wissenschaft für eine grössere Menge meist nicht anders dasein, als durch Vorträge, deren Hauptcharakter im Erwecken und methodischen Dirigiren der jedesmal erforderlichen speciellen Studienthätigkeiten bestehen wird. Solche Vorträge werden auf die Hauptaufgaben hinweisen und die Mittel kennen lehren, durch welche man das Ziel selbstthätig erreicht.

Abgesehen von solchen Vorträgen, die heute überall nur als vereinzelte Ausnahmen existiren und daher als Studienmittel erst einzuführen sind, wird für den bereits zum Verständniss der eignen Sprache einigermaassen Gebildeten das gedruckte Wort in allen Wissenschaften den Hauptausgangspunkt abgeben müssen. Ein ergänzender mündlicher Unterricht, soweit er für Einzelne oder für kleine Kreise billig und daher gewöhnlich nur von Seiten der Durchschnittskräfte zu haben sein wird, hat das Gepräge der zweiseitigen Mittheilung und womöglich des gemeinschaftlichen Arbeitens von Lehrenden und Lernenden, mindestens aber irgend einer Art der gegenseitigen Verständigung anzunehmen. Da er nur zur Aushülfe erforderlich ist, so wird er schliesslich billiger zu stehen kommen, als die üblichen, aber äusserst gehäuften und dennoch so überaus unzulänglichen Bildungsgelegenheiten. Für die Frauen aber, die ein neues Berufsgebiet betreten wollen, giebt es Angesichts der heutigen Lage kaum eine Wahl. Sie müssen zusehen, wie sie sich auf privatem Wege die persönlichen Orientirungshülfen zur ersten Einführung in das Bücherreich verschaffen. Der Staat wird ihnen dabei schwerlich auch nur aus der Sonne gehen; sie werden bei ihren Bemühungen um die für sie brauchbaren Lehrkräfte den Schatten schon merken, den das Privilegienunwesen in unwillkommener Weise auf ihren Weg wirft. Allzu genau werden sie es daher in der Uebergangsphase nicht nehmen dürfen. Sie werden sich die ergänzenden Lehrkräfte gefallen lassen müssen, wie sie dieselben finden und haben können. Sie mögen auch immerhin mit allen Mitteln operiren und selbst das universitäre Gebiet nicht scheuen, wenn sie sich nur hüten, seiner Sklaverei und seinen Rückläufigkeiten anheimzufallen. Wo ausser dem Lesen, welches in den praktischen Fächern zwar sehr Viel, aber doch nicht Alles sein kann, sachliche Erfahrungen persönlich gemacht und Hantirungen eingeübt sein wollen, werden sich die Frauen an

die praktischen Privatausüber der Sache halten und beispielsweise in Verfolgung des medicinischen Berufs ausübende Aerzte zur Unterweisung und technischen Anleitung gewinnen müssen. Letzteres wird mehr leisten als das amtliche Stationsdurchmachen in den öffentlichen Krankenhäusern, was man dem Weibe vorläufig nach Kräften versagen wird und was auch kaum als der natürlichste Weg gelten kann. Wie der Jurist am besten durch einen Praktiker und inmitten der Geschäftsbedürfnisse zur selbständigen Rechtswahrnehmung geschult werden würde, während er jetzt die Universität praktisch ganz unkundig verlässt, so muss auch der ärztliche Beistand im engsten Anschluss an die einschlagenden Verrichtungen des täglichen Lebens erlernt werden. Privatvereine zum theoretischen Studium und zur ersten Einführung in die Praxis würden hier die privilegirten Staatsanstalten weit hinter sich lassen können und vor allen Dingen ein möglicher Weg sein, trotz der Staatsprotection der Unterrichtsprivilegien die Gewerbefreiheit im weiblichen Interesse auszunutzen. Man hätte damit freilich noch nicht die amtsärztlichen Functionen zur Verfügung; man könnte noch keine staatsmässig gültigen Krankheits- oder Todtenzeugnisse ausstellen und, was weniger zu bedauern ist, auch nicht gültige Impfungen vornehmen. Indessen würde man statt dessen der Gesellschaft einige gesunde ärztliche Elemente eingeimpft, eine Schaar weiblicher Kenner von Gesundheit und Krankheit und hiemit zugleich eine grössere Bereitwilligkeit geschaffen haben, dem Publicum wirklich handanlegende Dienste zu leisten und sich auf den Hülferuf auch anders als blos bei Tage oder blos bei dem Sonnenschein vielen Goldes einzustellen. Doch letztere Vortheile gehen die gesammte Gesellschaft erst später an; in der Phase des Studiums aber wird man zu erwägen haben, dass die naturgemäss verfügbare Zeit bemessen ist.

Soll das Mädchen nicht zu alt und durch die Studien über ihre Jugendblüthe hinaus mit blossen Vorbereitungsdingen zu lange aufgehalten, also an einer rechtzeitigen Selbständigkeit des mündigen und praktischen Lebens gehindert werden, so muss sie ihre höchste theoretische Berufsaufgabe etwa in zwei Jahren ebensogut durchmessen können, wie der Zögling der Pariser polytechnischen Hochschule die seinige. Ja es muss in dieser Zeit für die Annäherung an den praktischen Beruf vergleichungsweise noch mehr geschehen; denn die Medicin ist noch lange nicht in

dem Maasse eine eigentlich wissenschaftliche Kunst, wie es das Ingenieur- und Baufach sind. Von den vermeintlichen oder wahren Hülfswissenschaften der Medicin kann man sehr viel in die „höhere Vorschulung“ verweisen. Beispielsweise werden Physik und Chemie nicht wie heute zweimal erscheinen, nämlich erst auf Gymnasien oder Realschulen unzulänglich und dann noch einmal auf Universitäten, wo sie von den Medicinern aber auch nur als Nothvorlesungen um der künftigen professoralen Examinatoren willen benutzt und von den Docirenden in der auch zugleich für Apotheker berechneten Manier hübsch elementar oder vielmehr platt aufgetischt werden. Eine solche Zeit- und Geldverschwendung könnte in einem gesund organisirten System nicht vorkommen; dort würden derartige Erfordernisse als allgemeine Bildungswissenschaften in den „höhern Vorschulen“ gründlich und ein für alle Mal abgemacht, und die Beschäftigung mit diesen elementaren Grundlagen der naturwissenschaftlichen Bildung könnte schon in ein sehr jugendliches Alter fallen. Es blieben alsdann, um wieder das Beispiel der Medicin zu Grunde zu legen, als technische Fachstudien nur detaillirte Anatomie und Physiologie des gesunden und kranken Zustandes, ferner eine an die unmittelbare Erfahrung angeknüpfte Krankheitslehre und die Heilmittelkunde übrig, zu welchem theoretischen Stoff sich dann weiter die praktischen Uebungen und Hantirungen zu gesellen hätten. Wirft man den unnützen Gelehrsamkeitsballast, den medicinischen Aberglauben, die Ueberlieferungen der ärztlich priesterhaften Charlatanerie und allen scholastisch formellen Kram eines hohlen Pedantismus über Bord, so wird man wahrlich nicht zu viel Gediegenes zu lehren und zu lernen übrig behalten. Gewissenhaft Lehrende werden sogar eher in Verlegenheit gerathen, die angesetzte Zeit wahrhaft interessant mit echtem und brauchbarem Wissensmaterial auszufüllen, als etwa den heutigen Monopolisten nachzuahmen, die unter der Wissenslast, die sie ablagern zu müssen vorgeben, zusammenbrechen wollen und zu den bereits viel zu langen vier zünftlerischen Lehrjahren noch eines oder zwei zu ihren bisherigen Zwangs- und Bannprivilegien hinzufordern, um künstlich sozusagen mit der Dienstzeit der Studenten den Umfang der jedes Jahr verfügbaren Zuhörerkundschaft zu vermehren.

Wirklich gute Einrichtungen gehen von den Bedürfnissen des Publicums und nicht von den Gelüsten der Monopolinhaber eines

in jeder Richtung verrotteten Unterrichtssystems aus. Aus diesem Grunde ist auch an die höhere Vorschulbildung des weiblichen Geschlechts in dem bestimmten Sinne, in welchem ich dieses Wort gebraucht habe, zunächst nur unter der Voraussetzung privater Initiative zu denken. Bis jetzt lässt sich zwar noch nicht einmal eine armselige Volksschule ohne öffentliche Genehmigung errichten; aber ein solches Uebermaass der Unfreiheit, ja der Unterrichtssklaverei, wird wenigstens stückweise durchlöchert werden. Für erwachsene Personen bildet das Vereinsrecht den Anknüpfungspunkt, um wenigstens die gesetzlich mögliche Form für eine Bildungs- und Berufspropaganda zu gewinnen, durch welche für die Pflanzschulen, aus denen die „höhern Vorschulen“ ihre Lehrkräfte zu beziehen haben, eine Schaar instruirender Persönlichkeiten bereit gemacht werden könnte. Die letzteren würden zunächst privatim überall da eine Verwendung finden, wo das Publicum gewillt wäre, sich die bisherigen Unzulänglichkeiten nicht mehr gefallen zu lassen und concessionirte Privatinstitute bisheriger Art, ja gelegentlich auch die Communen zu nöthigen, die schlechten Anstalten für sogenannte höhere weibliche Bildung dadurch zu verbessern, dass besondere Extracurse eingeführt und von jenen Normallehrerinnen abgehalten würden. Hiebei ist natürlich vorauszusetzen, dass dieselben die Kleinigkeiten der bisherigen privilegirten Prüfungen nebenbei längst erledigt und daher keinen formellen Hindernissen der Zulassung zu begegnen hätten. Man würde auf diese Weise das alte Regime mit einem Netzwerk thatsächlich besserer Unterrichtshülfen durchflechten, sich aber jedenfalls überall da, wo der private Wille, der Familienunterricht und eine Association von Familien den Ausschlag geben kann, etwas modern Brauchbares und Gediegenes sichern. Die Lehrerinnen an den Pflanzschulen der Vereine würden zeitgemässere Figuren sein, als philologische Universitätsprofessoren, zu denen sie ungefähr die Parallele bildeten, ohne deren überlebte Lehrstoffe und Methoden anzunehmen.

Ein einziger praktischer Berufszweig, wie die Medicin, erscheint vielleicht Manchem nicht ausreichend, um im Hinblick auf denselben eine ganz neue höhere weibliche Vorschulbildung nebst einer Zurüstung von Pflanzschulen zu organisiren, die ein weibliches Gegenstück zu der universitären Production von Gymnasiallehrern bildeten. Es fehlt indessen doch nur an dem juristischen Beruf, um an Weite wenigstens dasselbe für sich zu

haben, was das heutige gymnasial-universitäre System aufzuweisen hat. Vorläufig kann man sich aber sehr wohl bei der Medicin als praktischem Zielpunkt beruhigen; es wird an andern Verzweigungen der wissenschaftlichen Berufsthätigkeit auf die Dauer nicht fehlen, und die höhern Vorschulen werden sozusagen nicht blos für zwei weibliche Facultäten, nämlich nicht blos für die Medicin und das Lehrfach, vorarbeiten. Grade der selbständige Bildungswerth der höheren Vorschulen, vermöge dessen sie auch für allerlei, nicht grade gelehrte Berufe die natürlichste Vorbereitung ergeben, wird weiterhin der Anknüpfungspunkt werden können, um später den Uebergang zu polytechnischen Verrichtungen der Frauen zu vermitteln und schliesslich auch an den öffentlichen Functionen, also an der Rechtswahrnehmung und Verwaltung denjenigen Antheil zu erobern, ohne den die bisherige unmündige Stellung des Geschlechts doch noch zu einem grossen Theil fortbestehen und das gesellschaftliche Eingreifen in das praktische Leben erschweren würde. Doch ich habe grundsätzlich die Erörterung dieses Gegenstandes, als im Rahmen dieser Schrift zu weit führend und auch als praktisch für den Augenblick zu weit vorgreifend, ausschliessen müssen. Die Lehrstoffe aber, mit denen die höheren Vorschulen vorzugsweise zu schaffen haben werden, bedürfen noch einer besondern Kennzeichnung.

Das blos Sprachliche sollte in einem modernen Bildungssystem höchstens $^1/_{20}$ des Raumes in Anspruch nehmen, so dass $^{19}/_{20}$ für die Sachwissenschaften zur Verfügung blieben. Es ist hauptsächlich auf den Satzbau der eignen Sprache zu concentriren und in den oberen Classen der höheren Vorschulen überhaupt gar nicht mehr zu treiben; denn dort und schon vorher ist ein grosser Theil der Uebung in Verständniss und Gebrauch der Sprachmittel mit den sachlichen Auffassungs- und Darstellungsnothwendigkeiten unwillkürlich gegeben und überdies grundsätzlich zu verbinden. Was die antiken Griechen an ihrer eignen Sprache in kümmerlicher Weise übten, das können wir, die wir über die Kindheit der Sprachzergliederung und Sprachgeschichte hinaus sind, am Deutschen weit besser verrichten. Man lehre nur, im ernsten Sinne des Worts Deutsch hören, Deutsch lesen und Deutsch reden, und die Leute beiderlei Geschlechts, die kein Protocoll mit Verständniss unterschreiben können, und deren es unter den Gebildeten, ja unter den Gelehrten sehr viele giebt, werden seltener werden. Auch die Schulungsrubrik, welche man

deutschen Aufsatz nennt, dürfte alsdann überflügelt werden; denn bisher habe ich von der Fähigkeit, die ein als reif entlassener Gymnasiast im Auffassen eines reicher gegliederten, wissenschaftlich gehaltvolleren Stils bekunden wird, keine zu hohe Meinung erlangt, und wie Universitätsprofessoren von grossem Renommee, und darunter Philologen, oft genug ein wahres Judendeutsch schreiben, das kann der Kenner, der hierauf seine Aufmerksamkeit richten will, grade jetzt in wissenschaftlichen Journalen und Büchern genugsam beobachten. Fremde moderne Sprachen sind als materielle und geistige Verkehrsmittel internationaler Art von grosser praktischer Wichtigkeit, aber darum eben auch ganz praktisch, mit möglichst wenig Aufwand an grammatischem und Regelpedantismus, aus unmittelbarer Uebung zu erlernen. Französisch, Englisch und nächstdem das praktisch wohl bald an dritter Stelle in Frage kommende Russisch brauchen und sollen für uns grundsätzlich nicht als allgemeine Bildungsmittel sondern nur als specielle Werkzeuge fungiren, deren Gebrauch man sich nur bei besonderm Bedürfniss und alsdann auf möglichst billige Weise zu verschaffen sucht. Was bei ihrer Erlernung dennoch nebenbei als Bildung mitabfällt, mag man willkommen heissen; aber man wird sich vor dem Abweg zu hüten haben, hier mit argen Unkosten und mit Schädigung des praktischen Hauptziels diejenige Bildung zu suchen, die unmittelbar an dem bereits geläufigsten Stoff, also am Deutschen und nur hier in der kürzesten und vollkommensten Art erworben werden kann. Man lerne also vor allen Dingen Lesen, Schreiben und Reden; man begreife, was es heissen will, dem Gedankengang einer Lectüre oder einer Verhandlung mit Unterscheidungsvermögen und mit genauer Anpassung an das wirklich Gesagte folgen, sowie die eigne Meinung zutreffend und verständlich zu Markte bringen, so wird man an „höherer Vorschulung“ für Berufsleben und Wissenschaft mehr zur Schau stellen können, als heute gemeiniglich zu sehen ist. Als Nebenfrucht wird dann vielleicht auch an die Stelle der wüsten, blasirenden Vielleserei gedankenhohler Art etwas Sinn für grössere Gediegenheit von Rede und Schrift treten und die oberflächliche Schreibselei gelehrter und ungelehrter Art ein wenig in Schranken halten.

Um jedoch das, was der Sprachbildung auf der andern Seite als Aeusserstes gegenübersteht, nicht ganz unberührt zu lassen, so wird die Mathematik ebenfalls als ein Werkzeug zu betrachten

sein, dessen Handhabung immer mit Rücksicht auf den speciell sachlichen Zweck zu erlernen ist. Nur ein sehr kleines Theilchen des mathematischen Feldes ist wirklich fruchtbar, sei es nun in der allgemeinen Formung des Vorstellens und Urtheilens, oder in der Bereitstellung von Mitteln für die Ergründung des Zusammenhangs der Natur und technischer Mechanismen. Das übrige Gebiet ist eine Wüste von speculativem Sande, innerhalb dessen allenfalls noch ein paar Oasen das blosse Vergnügen des Geistes ein klein wenig anfächeln. Wenn irgend ein Wissenschaftszweig in erster Linie und grade im Hinblick auf die Frauenbildung einer Sichtung und Umgestaltung bedarf, so ist es die Mathematik und zwar von ihren tiefsten Niederungen bis zu ihren äussersten Höhen hinauf. Die verrottete Art, Mathematik zu lehren oder vielmehr ungeniessbar zu machen, ist daran schuld, dass auf den Gymnasien höchstens Einer auf Zehn seinem Pensum leidlich gewachsen ist, während die übrigen Neun unwillkürlich zu dem Aberglauben kommen, es gehöre zu so etwas ein besonderer Naturberuf. Wo aber ausnahmsweise auch nur leidlich unterrichtet wurde, war, wie ich selbst beobachtet habe, das Gegentheil der Fall, und auch der Simpelste gelangte wenigstens dazu, seiner Aufgabe nothdürftig zu entsprechen. Bei einem veränderten Lehrsystem müssten aber grade in der Mathematik eher als in allen andern Richtungen die verlässlichsten Durchschnittsergebnisse gesichert werden können, weil grade diese Angelegenheit ihrer Natur nach eine elementar gemeinsame alles menschlichen Vorstellens und Denkens ist.

Die rationelleren Theile der Naturwissenschaft, die sich zunächst mit den Grundbeschaffenheiten alles Stoffes und mit den Gesetzen der Bewegung materieller Theilchen beschäftigen und in der modernen, seit Galilei immer mehr ausgebildeten Physik ihren Ausgangspunkt haben, sind zwar von einem formell unvergleichlich besser bildenden Einfluss, als was man auf dem Boden sprachlicher Uebungen für den Zweck der geordneten Geistesgestaltung geltend machen kann; aber man muss auch diesen gewichtigeren Einfluss nicht zum leitenden Zielpunkt machen. Es ist vielmehr gerathen, den wirklichen Inhalt an bedeutenden und fruchtbaren Einsichten bei der Auswahl und Zusammenstellung des zu Erlernenden in entscheidender Weise maassgebend sein zu lassen. Ein ausdrückliches Bewusstsein über die hiemit zugleich angeeigneten Fähigkeiten zum Denken und Gestalten wird

sich alsdann leicht erwecken lassen, und auf diese Weise wird man sogar jenes freiere, von der Berufsnothwendigkeit nicht mitgeforderte allgemeinere Wissen erreichen, welches, wie die Einsicht in die bereits bekannten Züge des mechanischen Weltbaues, mehr eine Zierde und ein Befreiungsmittel des Geistes als etwa eine praktische Nothwendigkeit ist. Doch hier greife ich schon über meinen Gegenstand hinaus; ich habe hier im Hinblick auf die Schulen kein abgesondertes Muster der reinen und freien Bildung an sich selbst entwerfen, sondern nur auf alles das hinweisen wollen, was sich naturgesetzlich mit den Berufserfordernissen einfinden muss. Aus diesem Grunde lasse ich auch in den Lehrstoffen der höhern Vorschulung und mithin auch für die Pflanzschulen nur das als natürlich interessant und nothwendig gelten, was im Leben unmittelbar oder mittelbar einer nützlichen Anwendung fähig ist. Von der Geschichte verwerfe ich das Meiste und lasse nur das zu, woran sich zu erinnern ein natürlich gesellschaftliches Interesse vorhanden sein kann. Bei solcher Einschränkung des Lernmaterials werden jene $^{19}/_{20}$ mit nützlichem und schönem Sachwissen in vielgestaltiger Art ausgefüllt und unter Hinzunahme von $^{1}/_{20}$ gediegener Sprachschulung eine ausserordentliche Geistesmacht ergeben. Die Entlastung von all jenem thörichten Kram, der gegenwärtig mindestens $^{11}/_{12}$ alles Lehrstoffs ausmacht, wird die Aufgabe des Lernenden und den Beruf des Lehrenden so gewaltig erleichtern und mit einer so natürlichen Zufriedenheit krönen, dass sich mit dieser gesunden Arbeit die Qual der heutigen Schüler- und Lehrerfrohn nicht mehr vergleichen lassen dürfte. Man wird sich über die Dinge und den Menschen von vornherein in allen Richtungen elementar orientirt finden, und man wird für einen höheren praktischen Lebensberuf, wie z. B. für die Medicin, die Fortsetzung solcher Bildung eben nur mit rein technischen Wissenszweigen und Functionen zu machen haben, so dass der Cursus der weiblichen Berufshochschulen in ein paar Jahren gründlich zu erledigen ist. Zu alledem bedarf es aber, wie gesagt, einer privaten Uebergangsinitiative von grosser Energie, und in dieser Zwischenphase wird nicht blos mit den Consequenzen des Princips, sondern auch mit den Inconsequenzen und Durchlöcherungen des alten verrotteten Regime zu rechnen sein. Man wird sogar unter Umständen die Mischgebilde und halben Erfolge nicht in principieller Vornehmheit abweisen dürfen und sich in Alles hineinzuleben haben, was

für den, der die Wirklichkeit nicht erst in der Zukunft zu fassen, sondern schon in der Gegenwart anzugreifen sucht, zur unerlässlichen Handhabe werden muss. Kommt in die weibliche Bewegung bei uns hinreichende Energie, so wird die Kraft der Vergesellschaftung für diejenige Ausbildung, die zum medicinischen und höhern Lehrerberuf gehört, die Mittel zu schaffen und ein persönliches Contingent zu stellen vermögen. Ich traue den betreffenden Gesellschaftselementen noch die Kraft zu, aus ihrem Bereich heraus einen selbständigen Fortschritt zu machen und die Befreiung von der gesellschaftlichen Geschlechtsvormundschaft auf dem angezeigten praktischen Wege zu betreiben.

Durch das meist nur erheuchelte Wehgeschrei über die Gefahren, die der Ehe und Familie von dem höhern praktischen Berufsleben der Frauen drohen sollen, ist kaum ein Wort zu verlieren. Selbst wenn es sich schon um jene Zukunftssocialität handelte, in der die Ehe aus einer einseitigen Herrschaftsform in eine verhältnissmässige Gegenseitigkeit verwandelt und die edlere Form der natürlichen Familie vollständig entwickelt wäre, so müssten die heute üblichen Einwendungen als thöricht gelten. Vollends verkehrt sind aber diese Berufungen einem Bildungsentwurf gegenüber, der dazu führt, dass die Frauenwelt als Ganzes eine grössere Summe von gesunden Kenntnissen und Fertigkeiten in sich entwickelt und zur Anwendung bringt. Ein Weib, welches den ärztlichen Beruf ausübt, kann mehr für das Wohlergehen der Familie thun, als eine müssige Toilettenpuppe es jemals können oder auch nur wollen wird. Uebrigens werden aber auch nicht alle Frauen zu ausübenden Aerzten oder fungirenden Lehrerinnen werden; es ist genug, dass viele es können; denn dies sichert ihre Unabhängigkeit schlimmsten Falls von, und besten Falls in der Ehe. Auch ist noch keineswegs für immer gesagt, dass die Arbeitstheilung zwischen Haus und Beruf nicht harmonisch eingerichtet werden könne. Die Thätigkeit der Frau nach Aussen braucht nicht so umfangreich zu sein, wie dies jetzt bei dem Manne üblich ist, weil derselbe bei der Gestaltung des Hauswesens unbetheiligt bleibt. Alle Gründe, die man gegen zugleich philiströse und frivole d. h. gebrechliche Einwände dieser Art aus dem Bereich der tiefern Volksschichten in das Feld führen könnte, sind hier zur Seite gelassen worden; denn es war hier überhaupt nicht die Absicht, von denjenigen Bedürfnissen zu handeln, die sich grade im tiefsten Grunde der Gesellschaft so

mächtig regen. Die höhere Berufsbildung der Frauen, an die zunächst nur in den Mittelschichten gedacht wird, erhält aber eine neue Bedeutung, sobald das Unterrichtssystem seine ökonomischen Schranken öffnet und jedem strebsamen Element, gleichviel von welcher Tiefe es aufsteige, den Weg zu allen Berufsverrichtungen betretbar macht. Die höheren Functionen werden auch ein System von Zwischenthätigkeiten im Gefolge haben, wie man es sich beispielsweise von der blossen Krankenwärterin bis zum weiblichen Arzt beliebig eingeschaltet denken mag, und das Ganze der neuen Berufszurüstung wird so auch nach Unten heilsame Rückwirkungen, die heilsamsten aber freilich nur dann üben, wenn durch billige und nöthigenfalls unentgeltliche Unterrichtsgelegenheiten das Emporsteigen von jedem Niveau her für jede persönliche Energie gesichert ist. Ein Weiteres über diesen gesellschaftlichen Punkt würde in das Gebiet hinausragen, welches in den vorangehenden Erörterungen und Entwürfen als zu umfassend nicht betreten werden konnte und sollte. Derjenige Theil der Frauenwelt aber, der zunächst interessirt ist, und neben dem der übrige Theil vorläufig noch mit ganz andern Bedürfnissen und daher in der Frage der höheren Berufsbildung gleichgültig dasteht, kann sich sagen, dass er zugleich auch eine allgemeinere Aufgabe, nämlich die Befreiung vom Aberglauben, nicht etwa blos der Religion, sondern auch der todtsprachlichen Alterthumsromantik, mit in Angriff nimmt, indem er den Bildungsnothwendigkeiten des praktischen Lebens und hiemit zugleich echter Sachwissenschaft zusteuert.

7. Einschaltung über die Ränke des Gelehrtenneides gegen meine Thätigkeit für höhere Frauenbildung.

Es wird nicht ohne Nutzen für das Publicum sein, von den Schwierigkeiten Kenntniss zu nehmen, mit denen ein Theil meiner Thätigkeit in Sachen der Frauenbildung zu kämpfen gehabt hat. Diese Schwierigkeiten hatten einen doppelten Grund. Erstens war überhaupt mein selbständiger und vorgerückter wissenschaftlicher Standpunkt den im Verhältniss dazu rückständigen Gelehrten von jeher ein Gegenstand des Neides und Hasses gewesen, und zweitens hatte den Gegnern der Erfolg, mit dem ich seit 1872 auch die Bildungsinteressen der Frauen speciell wahrgenommen habe, am allerwenigsten zugesagt. Auf diesem Gebiet

waren meine Gegner mit ihren Universitätsrückständigkeiten am ohnmächtigsten, und es musste ihnen daher besonders ungelegen sein, mich auch hier entschieden wirken und zu einer wohlbegründeten Anhängerschaft gelangen zu sehen.

Die unfreiwillige Beendigung meiner Wirksamkeit am Victoria-Lyceum hat grade in einem Augenblick stattgefunden, in welchem ich meinen Gedanken über die höhere Berufsbildung der Frauen in jenem Vortrag, von dem in der Vorrede zu dieser Schrift die Rede war, einen kurz zusammenfassenden Ausdruck gegeben hatte. Ist dieser Vortrag auch nur die blosse Gelegenheitsursache zu meiner Beseitigung gewesen, so hätte es doch geheissen, den Ideen jenes Vortrags und hiemit auch dem ersten Hauptinhalt der vorliegenden Schrift, also der Sache selbst etwas vergeben, wenn ich mich hätte der Mühe entziehen wollen, die übernommene Angelegenheit gegen eine anmaassliche Benehmungsart zu wahren. Um überdies allerlei falschen Verbreitungen über den Hergang entgegenzutreten, habe ich mit eingehender Genauigkeit die einschlägigen Thatsachen und Briefe in der ersten Auflage dieser Schrift vorführen müssen. Dieses Stückchen von der Art Geschichte, wie sie sonst regelmässig verborgen bleibt, kann noch in späten Jahren die im Kerne immer wieder neu werdenden Dinge illustriren. Ich habe es nicht mit Rücksicht auf das Leben untergeordneter Figuranten, sondern zur Zeichnung der maskirten Physionomie der Zustände und der allezeit hiezu gehörigen charakteristischen Vorgänge vorgebracht. Der inzwischen seit jener ersten Veröffentlichung erfolgte Tod einzelner Personen, insbesondere der nachfolgenden Hauptbriefschreiberin Miss Archer, hat daher an der Beschaffenheit und Darstellung der Sache nicht das Mindeste ändern können.

Im Herbst 1872 wurde ich von einer Frau Hedwig Dohm, mit der ich bis dahin nicht bekannt war, aufgefordert, in deren Hause vor einem von ihr vereinigten Privatcirkel junger Damen allgemein wissenschaftliche Vorträge zu halten. Es handelte sich dabei namentlich um eine Anregung zur eignen Thätigkeit und zur Benutzung der innerhalb der neusten Geistesströmung wichtigen literarischen Erscheinungen aus dem Bereich der höheren Bildungswissenschaft, und der Name Philosophie kam mit seiner gewöhnlich vorherrschenden metaphysischen Bedeutung meinem Standpunkt gemäss gar nicht in Frage. Frau Dohm sowie deren älteste Tochter und die übrigen Mitglieder des Kreises, unter

dem sich auch solche befanden, die das Victoria-Lyceum besucht hatten, waren bei ihrer Vereinigung zum Privatcursus von dem Gedanken geleitet gewesen, sich eine Belehrung zu schaffen, die ihnen mehr genügte als das, was in jenem Lyceum geboten wurde.

Die Kunde von den genannten Vorträgen gelangte bald in die Kreise des Lyceums und veranlasste dort den Wunsch, ebenfalls solche Curse eingeführt zu sehen. Die Unternehmerin und Vorsteherin des Lyceums, Miss Archer, bemühte sich bei mir in diesem Sinne, um mich zur Uebernahme zu vermögen, und setzte, als ich ohne Umschweife abgelehnt hatte, auf indirectem Wege ihre Bemühungen fort.

Es war mir von vornherein als unthunlich erschienen, einen Boden zu betreten, auf dem mir die Bürgschaften wissenschaftlicher Freiheit allzu sehr zu fehlen schienen und wo überdies noch in dem Curatorium, dessen sich Miss Archer als berathender Instanz bediente, gegnerische und mir abgeneigte Persönlichkeiten stark vertreten waren. Miss Archer wendete sich nach meiner Ablehnung an Frau Dohm und wurde von derselben darauf aufmerksam gemacht, dass meine wissenschaftlichen Ueberzeugungen frei, ja äusserst frei wären und mein persönlich strenger Charakter sich in keine damit in Widerspruch stehende Beschränkung fügen würde. Hierauf gab Miss Archer die entschiedenste Versicherung, dass es an Freiheit nicht fehlen solle, und bestätigte schliesslich auch in einem Brief an Frau Dohm die fragliche, allerdings nur moralische Bürgschaft. Da dieser Brief, obwohl direct an Frau Dohm, doch indirect an mich gerichtet war und sozusagen zu meinen Engagementspapieren gehört, so gebe ich ein paar Stellen daraus in wörtlicher Uebersetzung. Miss Archer schrieb: „Ich bitte, Dr. Dühring darüber zu verständigen, dass nirgend in ganz Berlin solche Freiheit besteht, wie im Victoria-Lyceum. — Vox populi vox dei*) — ist unser Motto. Der Dr. Dühring ist erwählt worden von den „dei“ — er hat nun nur den „populi“ zu gefallen (to please), durch sie wird er stehen oder fallen (by them he will stand or fall).“ Ueberdies bemerkte sie, dass es, was die speciellen Bedenken bezüglich ihrer Ansichten betreffe, ihr nicht im Traume einfalle, irgend einen „Gewissenszwang“ zu üben.

---

*) *Volkes Stimme Gottes* Stimme.

Hienach lag die Sache klar. Der Standpunkt auf Seiten Miss Archers war ein rein geschäftlicher, und dies konnte mir recht sein. Ich hatte, meinen Erkundigungen entsprechend, zunächst nur die eine Seite des Fräuleins, nämlich einige Religiosität der englischen Art, vorausgesetzt, und ich fand nun, dass dieses Element, wie ja bei Engländern und Amerikanern so häufig, von den unternehmerisch geschäftlichen Rücksichten überwogen und zwar in einem Maass überwogen wurde, dass sich auch von meinem Standpunkt damit rechnen liess. Noch mehr beruhigte mich in den vorher angeführten Sätzen die Liebhaberei für unverstandene lateinische Sprüchwörter und die schöne Schiefe der Vergleichung. Die „Götter“, das hatte sie eigentlich sagen wollen, d. h. diejenigen Damen, welche als Vertreter des übrigen Frauenpublicums im Lyceum für sich eine zusagendere Art von Geistesnahrung verlangt hatten, waren die maassgebenden Erwähler gewesen und es sollte nun nur darauf ankommen, auch dem weiter sich anfindenden Publicum zu genügen oder, wie Miss Archer in ihrer Unternehmersprache sich ausdrückte, zu „gefallen“. Ein Punkt des Anstosses, nämlich die zur Anstandsverzierung bei den Lyceumsvorträgen übliche Anwesenheit der Miss Archer, erschien mir nun auch nicht mehr als eine Freiheitsbeschränkung oder sonst für einen Vertreter der strengen Wissenschaft unziemliche Gene, da ich im Voraus sicher war, für die Urheberin jener so gelungenen Auslegung des Sprüchworts geistig so gut wie gar nicht da zu sein. Auch wird man aus einem der folgenden Briefe sehen, wie Miss Archer selbst eingesteht, als Ausländerin einer deutschen Erörterung selbst dann, wenn sie sich nicht einmal auf wissenschaftliche Fragen bezieht, nicht mit Verlässlichkeit folgen zu können. Gegenüber der Bildung einer Lehrerin des Englischen und den Eigenschaften einer höheren Gouvernante war nicht einmal die Gefahr eines Miss-Verständnisses sonderlich vorhanden, zumal der geschäftliche Verstand stets die hinreichende Berichtigung und Ausgleichung versprach.

So bin ich denn auch mit Miss Archer und ihrer Unternehmung ungefähr vier Jahre ausgekommen, ohne mir in Entwicklung meiner Ansichten irgend eine Beschränkung aufzulegen. Zunächst wurde den Erwartungen entsprochen und die Unternehmerin blieb auch stets ein Echo der Befriedigung des Publicums. Der Versuch war günstig ausgefallen und mein Docententhum wurde später auch schriftlich als bleibende Stelle bestätigt.

Natürlich hatte dies Alles nur eine moralische Bedeutung; denn in Ermangelung eines durch Conventionalstrafen gesicherten Vertrages und bei der chaotischen, statutenlosen Verfassung oder vielmehr Verfassungslosigkeit des Lyceums blieb eine solche Stellung völlig precär und beruhte, wie dargelegt, Alles auf dem Geschäftsprincip.

Die Unternehmerin war in äusserster Verlegenheit gewesen; was sie durch professoralen Beirath an Docenten aus meinem Fach zur Verfügung hatte, war wegen Mangel an Fähigkeiten nicht im Stande gewesen, sich eine Zuhörerschaft zu erwerben. Beispielsweise war ein Herr Bratuscheck, der als Amanuensis d. h. durch Handdienste bei dem verstorbenen Philologieprofessor Boeckh einige Gönnerschaft erworben hatte und später ordentlicher Philosophieprofessor in Giessen wurde, am Lyceum schliesslich ganz ohne Zuhörerinnen geblieben und hatte überhaupt nie etwas ausrichten können. Es war also meine Aufgabe, einen neuen Gegenstand erst in Gang zu bringen und der Philosophie sowie namentlich der philosophisch behandelten Bildungsliteratur im Frauenpublicum Anhängerschaft und Achtung zu gewinnen. Dieser Zweck wurde in dem Maasse erreicht, dass im Winter von 1874—75 mein Cursus der modernen Literatur eine der beiden Vorlesungen war, die von den aus den sämmtlichen Fächern am Lyceum gehaltenen den meisten Besuch aufwiesen. Im Allgemeinen stellte sich meine Wirksamkeit derartig, dass weniger die jüngsten als vielmehr die entwickelteren Theile des Publicums meine Vorträge frequentirten. Viele verheirathete Frauen und auch Schriftstellerinnen befanden sich darunter. Uebrigens konnte ich aber auch nicht umhin, zu bemerken, dass die mir ungünstigen gelehrten Einflüsse der Universitätsprofessoren in und ausser dem sogenannten Curatorium daran arbeiteten, mich in den Ruf zu bringen, als sei ich mit meinen Vorträgen für das Lyceum nicht geeignet, weil ich vor nichts und z. B. in der Philosophie selbst nicht vor Kant Autoritätsrespect zeigte. Das Frauenpublicum sei aber an Ergebenheit unter die Autorität zu gewöhnen.

Schon im zweiten Winter 1873—74 hatte ich mit der fraglichen Hemmung zu kämpfen, wie ich aus dem kühlen, auf einen möglichen Abbruch deutenden Benehmen der Unternehmerin erkannte, und musste bisweilen durch allerlei Wendungen die feindlichen Ausgriffe pariren. Miss Archer, welche schliesslich mit

ihrem Interesse an einer guten Einnahme immer als die maassgebende Seele des Lyceums anzusehen war, konnte nicht gleichgültig bleiben, wenn ihr von den mir gegnerischen Seiten allerlei Fingerzeige kamen, wie meine Behandlungsart, trotz des guten Frequenzerfolgs, doch eigentlich dem Zweck noch nicht genug entspräche. Noch erinnere ich mich, wie ich damals, um den Gelehrtenhass und die Sectenverfolgung zu erläutern, einmal im rechten Augenblick im Vortrag das Beispiel von Pierre de la Ramée vorführte, der 1572 am dritten Tage des Bartholomäusmassacre auf grausame Weise durch Leute ermordet wurde, die von seinem gelehrten Collegen und philosophischen Gegner Charpentier, einem bornirten und allen Neuerungen feindlichen Aristoteliker, gedungen waren, um jenen berühmten Logiker für seine Angriffe auf den heiligen Aristoteles und für seine wissenschaftliche Opposition in ausgesuchter Art tödtlich abzustrafen. Man hatte dies richtig verstanden und auch Miss Archer war diesmal keine Ausländerin gewesen, sondern richtig auch in die Geheimnisse des Inlandes eingedrungen.

Nachdem ich einmal eine Sache übernommen und durch Anstrengungen mir und der Anstalt einen Wirkungskreis erworben, wollte ich den Platz, den ich früher abgelehnt hatte, nun auch nicht meinen gelehrten Widersachern zu Gefallen ohne Widerstand räumen. Wenn ich noch ausserdem 2 Jahre standhielt, so ist dieses Ergebniss nur durch eine fortwährende Arbeit gegen die gegnerischen Einflüsse erzielt worden. Miss Archer hatte mich noch aufgefordert, auch einen Cursus über Nationalökonomie einzuführen, was ich jedoch ablehnen musste, da ich die geringfügige Theilnahme für ein den Frauen bisher noch so wenig nahegelegtes Gebiet voraussah und durch eine solche Unternehmung meinen Gegnern bei ungenügendem Ausfall eine Waffe in die Hände gespielt hätte.

Im März 1876 hatte mich ein damals in Berlin bestehender Verein für Reform der Schule aufgefordert, einen Vortrag über die Universitäten zu halten. Da dieser Gegenstand zur gebührenden Behandlung von meinem Standpunkt aus für einen Vortrag zu umfassend und für eine mündliche, beliebiger Deutbarkeit ausgesetzte Darstellung, namentlich unter den obwaltenden, gegen mich sehr aufmerksamen Gelehrtengegnerschaften nicht völlig geeignet war, so wählte ich ein neutraleres und überdies zunächst für das Publicum praktischeres Thema. Ich sprach im März über

die höhere Berufsbildung der Frauen vor einem mindestens zur Hälfte aus Frauen bestehenden Publicum, unter welchem auch das Lyceum stark vertreten war. Die Frauenlyceen berührte ich nur im Vorbeigehen, indem ich darauf hinwies, wie dort einzelne Bildungswissenschaften gelehrt würden, ohne dass hiebei eine eigentliche Fachbildung für einen bestimmten Beruf in Frage käme. Eine Rivalin von Miss Archer, und zwar eine solche, welche selbst Frauenvereine leitete, hatte diese Stelle des Vortrags dahin gedeutet, ich hätte die Schwächen des Lyceums richtig getroffen, und der Umstand, dass diese Auffassung vielfach weiter verbreitet wurde, gab meinen Widersachern Gelegenheit, das, was sie bisher durch anscheinend sachliche Gründe gegen mich nicht hatten erreichen können, nun durch Reizung der geschäftlichen Empfindlichkeit der Inhaberin des Lyceums durchzusetzen.

Da sich Verhältnisse eines kühleren Benehmens, wie angeführt, in früheren Jahren schon angefunden, aber immer wieder dem Gleichgewicht Platz gemacht hatten, so konnte ich diesmal darin nichts Besonderes sehen, zumal ich Einiges von der Benehmungsart erst nach Beendigung der Vorträge erfuhr und Miss Archer mir noch einige Wochen vorher, den von mir vorgetragenen Ideen entsprechend, den Vorschlag gemacht hatte, den grösseren Cursus durch die Vereinigung eines ausgewählten Cirkels behufs selbstthätiger Arbeit und Discussion zu ergänzen. Ich war also einigermaassen überrascht, als ich acht Tage nach Beendigung der Vorträge folgende hier in Uebersetzung wiedergegebene Zuschrift erhielt: „2. Mai 1876. Geehrter Herr! Ich bedauerte ausserordentlich, gezwungen gewesen zu sein, letzten Mittwoch bei Ihrer Schlussvorlesung zu fehlen. Hatte zu warten, mein Dr. Wh. hielt nicht seine Zeit ein, und war ich so gezwungen, meine gewöhnliche Pflicht zu versäumen.

Schliessen hat immer etwas sehr Schweres (sad) an sich, noch besonders, wenn es zu einem letzten Schluss kommt. Das Lyceum hat sich der Früchte Ihrer Arbeiten nun eine ganze Reihe von Jahren erfreut, und für das, was Sie in dieser Zeit gegeben haben, wünschen wir unsern wärmsten Dank abzustatten. Viele, wollen wir hoffen (let us hope), haben ihren Vorrath an Kenntniss und Ideen vermehrt. Mit vollkommener Hochachtung Archer.“

Diese Manier, mich so ganz selbstverständlich zu verabschieden, nebst der Phrase vom „wollen wir hoffen“ war Angesichts

dessen, was ich nicht blos geistig für das Lyceum, sondern auch ökonomisch für die Börse Miss Archers gethan hatte, äusserst verletzend, und da die ganze Sache vielleicht ausschliesslich auf einer Miss-Auffassung vom Vortrag und der erwähnten Rivalität her beruhen konnte, so glaubte ich mich verpflichtet, vor andern Schritten dem Fräulein meinen Standpunkt durch eine kurze Antwort, wie folgt, klarzumachen: „5. Mai 1876. Miss Archer hier. Ihr englisch geschriebener Dank für meine vierjährige, jedes Jahr etwas Neues bringende angestrengte Thätigkeit am Lyceum muss zwar, in mein Deutsch übertragen, Undank heissen. Glauben Sie indessen nicht, dass die Thatsache meiner plötzlichen Ausstossung allein das Verletzende ist. Sie lastet materiell nicht auf mir; denn die neuen Auflagen meiner Bücher stellen mich ganz unabhängig. Dagegen ist besonders die Art und Weise, in der Sie mich verabschiedet haben, mir gegenüber in der That herausfordernd. Mit solchen Zeilen und Wendungen begegnet man keinem Mann, den man ursprünglich erst eindringlich und wiederholt hat ersuchen müssen, um ihn zu der Uebernahme zu bewegen. Glücklicherweise sind Ihre Briefe in dieser Angelegenheit noch sämmtlich in meinen Händen und darunter einer an Frau Dohm, der in dankenswerther Offenheit Ihre damaligen Gesichtspunkte bei meinem Engagement und die geschäftliche Hauptmaxime Ihrer Lyceumspolitik zu erkennen giebt. Nur ein wenig von dieser Offenheit hätte ich auch gegenwärtig gewünscht. Mit einer Antwort auf dieses bemühen Sie Sich jedoch nicht weiter. Dühring.“ Trotzdem lief folgende Antwort ein: „Geehrter Herr Dr.! Wenn ich nicht geglaubt hätte, dass Sie Englisch ganz gut verständen, so hätte ich wie gewöhnlich Deutsch geschrieben. Diesmal wählte ich meine eigne Sprache, um erstens mit zarterem Ausdruck das zu verstehen zu geben, was ich ohne Worte sagen musste, und zweitens um ein Gefühl von Schmerz desto besser zu verbergen. So reinen Herzens bin ich in der ganzen Sache, dass selbst ein Brief, wie der eben empfangene, nicht einmal ein Gefühl von Zorn in mir wachrufen kann, wohl aber eines von Verwunderung und Wehmuth. Dennoch muss ich Ihnen dafür danken; denn das Schreiben hat mich über manches beruhigt. Ich schuldete Ihnen und mir diese Worte, sonst wäre ich Ihrem Wunsch, nicht zu antworten, entgegengekommen. Ergebenst Archer.“ Warum ich hierauf noch replicirte, geht aus meiner Erwiderung selbst hervor:

„14. Mai 1876. Miss Archer, Hochwohlgeboren hier. Inzwischen eingelaufene Berichte aus den Kreisen meiner Zuhörerinnen haben mir für Ihren zweiten Brief, dessen Deutsch ich mehrfach nicht zu deuten wusste, während das Englische des ersten mich sicher doch wenigstens nicht im Unklaren liess, den Schlüssel nicht geliefert, sondern meine Ueberraschung nur vermehrt.

Von Seiten der jüdischen Literatin Hirsch sollen in den letzten Stunden kopfschüttelnde Unwillenskundgebungen in offenbar erkünstelter und auf einen Zweck abzielender Weise ausgegangen sein und noch eine der sogenannten Aufsichtsdamen mitaufgereizt haben. Ja man sagt sogar, dass Sie selbst in solche Benehmungsart mithineingezogen wären. Solche Kundgebungen konnten nicht an mich gerichtet sein; denn von mir gesehen, würden sie auch nicht einen Augenblick gedauert haben. Es scheint hienach ein vollständiges kleines Complott seit Ausgang März gegen mich bestanden zu haben. Die eigentlichen Zuhörerinnen dagegen haben mir ihren Dank durch eine derselben am Schluss der letzten Vorlesung aussprechen lassen.

Ich begreife nun nicht, wie Sie glauben können, durch Ihren letzten dunklen Brief und Berufung auf ein „reines Herz“ den Bruch einer schriftlichen Zusicherung der „mit der grössten Freiheit in ganz Berlin“ wahrzunehmenden Stelle als Docent ohne jede Grundangabe zu rechtfertigen. Eine öffentliche Vertheidigung gegen die Thatsache und überdies gegen die besonders empörende Art, in welcher ein Schriftsteller, der ziemlich weit in der Welt bekannt ist, allem Anschein nach auf Veranlassung von Kleinlichkeiten, seinen im Hintergrund stehenden Neidern zu Gefallen, wie irgend ein beliebiger Dutzendlehrer beseitigt wurde, — eine solche öffentliche Genugthuung wird Sie voraussichtlich nicht überraschen. Dühring.“

Der folgende würdige Antrag, die Frucht der Scheu vor der Oeffentlichkeit und eines argen Missverständnisses meines Charakters, wird den Leser in Humor versetzen, zumal wenn er bedenkt, dass mir die zugedachte Annehmlichkeit nur zur Unehre, die volle Wahrheit über meine Vertreibung aber nur zur Ehre gereichen konnte. Das Antragschreiben lautete:

„17. Mai 1876. Hochgeehrter Herr! Tief beklage ich es, dass Sie meinen Brief so missverstanden. Sie scheiden aus dem Victoria-Lyceum in derselben ehrenvollen Weise, wie vor Ihnen

Männer wie Wattenbach, Laass, Erdmannsdörfer etc. Eine grosse Schaar Ihren geistvollen Vorträgen aufmerksam lauschender Zuhörerinnen zollt Ihnen Verehrung und Dankbarkeit ob der grossen durch Sie empfangenen Anregungen. In dem nächsten Prospectus wird Ihres Wirkens eben so ehrenvoll gedacht werden, wie das bei dem Scheiden hervorragender Lehrkräfte aus dem Victoria-Lyceum daselbst Gepflogenheit ist. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muss ich noch eines erwähnen. Fräulein Jenny Hirsch gehört zu Ihren Verehrerinnen und spricht mit Begeisterung von ihren Vorlesungen. Ein für den nächsten Winter von dieser Dame geplanter Vorsatz wird dies bestätigen.

Mit diesen Zeilen wünsche und hoffe ich jede Verletzung beseitigt zu haben und bin mit vorzüglicher Hochachtung Ihre ganz ergebene Archer."

Man vergleiche den Inhalt dieses Briefes mit dem ersten Abschiedsschreiben, und man wird über die Fortschritte staunen, die ich in der Werthschätzung Miss Archers und ihrer Rathgeber gemacht hatte; aber der Vertuschungsantrag war doch an die falsche Adresse gerichtet. Ich sah im letzten Prospect nach, was über das Ausscheiden des Professor Wattenbach gesagt war. Es hiess dort: „Wir haben zu unserm lebhaftesten Bedauern mitzutheilen, dass Herr Professor Dr. Wattenbach wegen überhäufter wissenschaftlicher Arbeiten diesen Winter seine Vorlesungen am Victoria-Lyceum zu halten behindert ist; wir hoffen indess, dass dieser ausgezeichnete Gelehrte und anregende Lehrer in nicht allzuferner Zeit wieder thätig wirksam dem Lyceum zur Seite stehen wird." Mir ging ein Licht auf; ich wusste nun ungefähr, wie ich vor der Oeffentlichkeit von dem Lyceum ehrenvoll verschwinden sollte. Auf dieses Angebinde von Ehre, die nicht nach meinem Geschmack ist und sich wahrlich mit der auf Unterrichtsinstituten doch wohl noch erforderlichen moralischen Haltung schlecht verträgt, verzichtete ich in folgender Antwort:

„19. Mai 1876. Geehrte Miss Archer! Der in Ihrem Letzten in Vergleichung gestellte Fall des Abgangs früherer Lehrer des Lyceums trifft bei mir nicht zu. Einige gingen nach ausserhalb, andere hatten sich abgenutzt oder ermangelten von vornherein der Zuhörerinnen. Der Grund bei mir ist allem Anschein nach eine Intrigue. Ich habe, wie Sie Sich erinnern werden, bei unserer ersten Unterredung den Bedenken bezüglich der im Vorstande befindlichen Professoren und des jüdischen Elements darin

unverholen Ausdruck gegeben. Später ist auch noch die Frau des Professor Helmholtz hinzugekommen. Auch haben sich meine Bedenken sehr bald bestätigt, und wenn wir uns auch später im Laufe der Vorträge über Herrn Bonitz dahin verständigten, dass dieser mir abgeneigte Einfluss keine entscheidende Wirkung übte, so war ich doch Einwirkungen Anderer gegenüber ohne Gelegenheit zur Vertheidigung. Was Sie allein anbetrifft, so würde mir hier der Grund am wenigsten klar sein. Bald nach meinem Rathhausvortrag war eine Dame vom Letteverein bei mir und fragte an, ob ich geneigt wäre, für eine von diesem Verein im grösseren Stil zu errichtende wissenschaftliche Frauenbildungsanstalt mit meinem Rath eventuell mitzuwirken. In loyaler Rücksicht auf das Lyceum lehnte ich schon im Voraus die Mitwirkung ab.

Ich ersuche Sie nun um gefällige wahrheitsgetreue Auskunft darüber: 1) welcher Grund es gewesen, der meine Ausschliessung aus dem Lyceum rechtfertigen und etwa als eine auferlegte Nothwendigkeit erscheinen lassen soll; 2) ob der Vorstand meine Ausschliessung beschlossen hat oder die Sache ohne diese Form vor sich gegangen ist.

Eine genügende Auskunft hierüber würde eher für mich Werth haben als Worte, die mit den Thatsachen im Widerspruch *) stehen müssten. Hochachtungsvoll Dühring.“

Die Auskunft war folgende:

„21. Mai 1876. Hochgeehrter Herr! Gestatten Sie mir, Ihnen

---

*) Trotz meines Protestes gegen das Heuchelspiel kam dieses doch. Der nächste Prospect des Lyceums vom Herbst 1876 enthielt folgende Worte: „In Betreff des Lehrercollegiums tritt manche Aenderung ein. Mit aufrichtigem Bedauern sehen wir die Herren Prof. Dr. Dobbert und Dr. Dühring aus demselben ausscheiden. Beide Männer haben mehrere Jahre hindurch anregend durch ihre gehaltvollen Vorträge gewirkt und sich um unser Institut grosse Verdienste erworben.“ Da meine Veröffentlichung fast gleichzeitig mit dem Prospect zur Hand kam, so konnte das Publicum frisch das eben zur Welt gekommene aufrichtige Bedauern über mein Scheiden und obige Briefe gedruckt nebeneinanderlegen, d. h. den hartnäckig verheuchelten Entstellungs- und Vertuschungsversuch mit der standhaften Wahrheit vergleichen. Zur moralisch ekeln Grimasse des Prospects kam so doch noch ein hoch komischer Zug; denn das wohlweise Vorständchen des Lyceums mit seinen Professörchen- und Jüdchenkünsten war auf diese Weise hinein- und von dem dunkeln Wege in unbequemes Licht gerathen.

Ihre sehr geehrten Zeilen vom 19. Mai in der Reihenfolge zu beantworten, wie Sie dieselben entworfen.

Sie irren, wenn Sie glauben, dass Ihrem Ausscheiden aus dem Victoria-Lyceum irgend welche Intrigue zu Grunde liegt; mit Intriguen operirt ein Institut wie das Lyceum nicht.

Ebensowenig zutreffend ist Ihre erwähnte Zweitheilung von im Vorstande befindlichen Professoren und dem jüdischen Element. Das Curatorium bildet eine Einheit, die sich die Vertiefung der Frauenbildung und Erziehung zu allem Edeln, Schönen und Guten zur Aufgabe gestellt. Die Herren Professoren, die zur Ehre des Victoria-Lyceums Curatorialmitglieder sind, sind Leuchten der Wissenschaft und viel zu grosssinnig, als dass sie irgend welchen persönlichen Abneigungen in ihrem Herzen Raum gönnen könnten. Das jüdische Element anlangend, so befremdet es mich ungemein, dass Sie bei Ihrer vorurtheilsfreien, ja erleuchteten Denkweise gegen dasselbe eine gewisse Animosität hegen. Ich kann Ihnen versichern, dass Sie hier Ihre grössesten Anhänger zählen. Die Ihnen eigne kritische Schärfe spricht ganz besonders den semitischen Geist an; und dort haben Sie Ihre begeistertsten Zuhörerinnen.

Dass Sie aus loyaler Rücksicht auf das Lyceum eine Mitwirkung an einer vom Letteverein im grösseren Stil zu errichtenden Frauenbildungsanstalt abgelehnt, verdient meine volle Anerkennung; indess Victoria-Lyceum und Letteverein bilden durchaus keine Gegensätze, ergänzen sich vielmehr.

Ferner, Sie stellen zwei bestimmte Fragen und verlangen von mir deren präcise Beantwortung. Eine gar schwere Aufgabe! Sie halten mich doch nicht etwa für ein Kind, das aus der Schule plaudert? Darf über die in einer Conferenz geführten Beschlüsse gesprochen werden? Eines sei Ihnen gesagt, es müsste eine gewaltige Anarchie in der Verwaltung des Lyceums herrschen, wenn hinter dem Rücken des Curatoriums*) über Person und Lehre Beschlüsse, die dasselbe zu vertreten hat, gefasst werden dürften.

---

*) Nach dem Prospect von damals waren Mitglieder des Curatoriums der Geheime Rath Bonitz, die Professoren Gneist, Virchow, du Bois-Reymond, Lazarus, Frau Professor Helmholtz, Frau Fanny Reichenheim u. s. w. — Im Prospect von 1884—85 figuriren z. B. die Herren Virchow und Dubois nicht; die professorale Missleitung ist aber auch ohne sie genugsam vertreten und überdies die Zahl der Personen jüdischer Race noch vermehrt.

Ich will Ihnen ganz im Vertrauen und privatim aus Dankbarkeit für Ihre dem Lyceum geleisteten Dienste etwas mittheilen. Wenn ich der Discussion in der letzten Conferenz gefolgt bin, als Ausländerin, so verlangt man eine grössere Objectivität, eine nicht allzuscharfe schneidige, dem Herkömmlichen ganz abgewendete Kritik in der Behandlung philosophischer und literarischer Gegenstände. Was Sie, hochgeehrter Herr, geben, ist ja bedeutend, geistvoll, eigenartig, mit einem Worte Düringsch! Es soll aber auch die Denk- und Betrachtungsweise anderer auf den verschiedensten Gebieten des Wissens bahnbrechender Männer zum Ausdruck gelangen. Grade diese Ausschliessung, wenn Sie es doch einmal so nennen wollen, gereicht Ihrem selbständigen philosophischen Forschergeiste zur Ehre; es soll einmal mit einer andern wissenschaftlichen Methode als der Ihrigen, an und für sich ganz und gar berechtigten und tief durchdachten, der Versuch gemacht werden. Ist das etwas so ungeheuer Ketzerisches? gilt nicht auch in der Wissenschaft und namentlich in der Philosophie — Königin der Wissenschaft — Toleranz als das höchste Gesetz?

Hiemit sind meine Versuche, Ihnen Aufklärung zu geben, erschöpft und bleibt mir nur übrig, mit dem Ausdrucke meiner ganz besondern Hochachtung zu schliessen als Ihre ganz ergebene Archer."

Ich hatte hienach nur die Zurückweisung unrichtiger Unterstellungen bezüglich meines eignen Verhaltens nöthig und verschaffte den ergebnisslosen Auseinandersetzungen auf folgende Art endlich einen Abschluss:

„25. Mai 1876. Geehrte Miss Archer! Sie legen mir in Ihrem Letzten die Vorstellung unter, ich hielte Sie „doch nicht etwa für ein Kind". Das ist seit unsern vierjährigen geschäftlichen Beziehungen und auch jetzt sicher nicht geschehen. Ja es ist in Hinsicht auf Ihren letzten Brief, der in Ausdrucksart und Gedanken auf fremde Kunstanstrengungen deutet, sicherlich am wenigsten der Fall und ich nehme daher zu Ihren Gunsten an, dass Sie an das, was darin geltend gemacht wird, selbst nicht glauben. Dies gilt nicht blos von den für mich schmeichelhaft sein sollenden Dingen — eine Gattung, wofür ich nicht empfänglich bin — sondern auch von Ihrer angeblichen Voraussetzung, dass „Leuchten der Wissenschaft", wie Ihre Zeilen dieselben nennen, viel zu „grosssinnig wären, als dass sie persönlichen

Abneigungen Raum gönnen könnten". Erinnern Sie sich gefälligst Ihrer früheren gelegentlichen Mittheilungen an mich; denn die Erfahrungen der Gelehrtengeschichte liegen Ihnen allerdings ferner. Was übrigens sonst die mir entgegengehaltenen „Leuchten der Wissenschaft" anbetrifft, so mache ich keinen Anspruch darauf, so etwas zu sein; ich lasse mich auf keinem Leuchter serviren und gehöre überhaupt zu keinem Service; mein weniges Licht begnügt sich mit der Haltung und dem Orte, den ihm die Schwere des eignen Körpers anweist, von dem es ausstrahlt.

Dieses Licht ist auch der Objectivität, deren Mangel Sie als Grund meiner Entfernung und der zugehörigen Verletzung des ursprünglichen Uebereinkommens angeben, sehr günstig; denn eine richtige und sachliche Beleuchtung ist etwas Anderes, als eine Darstellung im trüben Lichte persönlichen Schielens nach irgend welcher Gunst. Uebrigens sind meine Vorträge während der ganzen vier Jahre in vollem Maasse auf das Herkömmliche eingegangen, und was die Form anbetrifft, so habe ich hier wie überall sonst den Grundsatz befolgt, dass ein Vortrag rücksichtsvoller sein muss als ein Buch, welches der Leser jeden Augenblick bei Seite legen kann. Erinnern Sie sich, dass mein Rathhausvortrag über die höhere Berufsbildung der Frauen, den Sie und ein Theil des Lyceums angehört haben, in der Discussion von mehreren Seiten für sehr rücksichtsvoll und gemässigt erklärt wurde. Wenn Sie daher für jenen vermeintlichen Aufschluss mein privates Vertrauen in Anspruch nehmen, zu dem ich mich noch nicht erboten habe, so passt dies wenig dazu, dass Sie Derartiges ja schon in den Lyceumskreisen während der letzten Vorträge zu verbreiten und, wenn auch fast ohne Erfolg, damit gegen mich Stimmung zu machen gesucht haben, — um für etwas Nichtmotivirbares, meine Entfernung, im Voraus den Schein einer Motivirung künstlich anzufachen. Genau dieselbe Anschuldigung hätte man auch in jedem der vier Jahre mit gleichem Unrecht gegen mich richten können. Die Intrigue, die Sie leugnen, behält also Recht. Wenn Sie mich aber noch als unduldsam bezeichnen, weil ich nicht geduldig die Ausschliessung vom Lyceum als in der Ordnung anerkenne, so ist eine solche Umwendung des wahren Sachverhalts eben eine Kopfstellung, die ich nicht auf Ihre persönliche Rechnung setze.

Die jüdischen Anhänger betreffend, so habe ich deren auch in der Männerwelt; man fühlt, dass ich Recht habe, und findet

sich oft grade durch meine Racenauffassung angezogen. Freilich haben Manche dafür nur Instinct, dass bei mir etwas Brauchbares zu holen und als schriftstellerischer Hausrath zu verwenden sei. Die Engländer werden ja so gut wie die Juden kritisirt, namentlich in Rücksicht auf Egoismus und Colonialpolitik, und dies findet Niemand intolerant. Ich will für Alle gleiche Rechte, aber auch die Emancipation vom Egoismus. Uebrigens bin ich so rücksichtsvoll, von so etwas nie in Vorträgen zu handeln. Nur in meinen Systemschriften ist in rein wissenschaftlichem Zusammenhang die Racenfrage berührt.

Die Aufforderung seitens einer Dame vom Letteverein kann, wenn Ihre Auffassung des Verhältnisses der beiden Anstalten richtig ist, vielleicht nur den Sinn gehabt haben, meine Absichten in Rücksicht auf anderweitige Thätigkeit oder eigne Unternehmungen in Erfahrung zu bringen.

Ihre „Versuche, mir Aufklärung zu geben, sind hiemit" allerdings „erschöpft"; ich bin aber an der verlornen Mühe unschuldig; denn ich habe schon in meinem ersten Briefe Sie ersucht, sich um eine Antwort nicht weiter zu bemühen, und muss auch nun jetzt im Hinblick auf Ihr letztes Schreiben wünschen, nicht in den Fall zu kommen, meine Abneigung gegen das Schreiben langer und ungeschäftlicher Briefe ausnahmsweise überwinden und mit Erinnerungen an für Sie verdriessliche Thatsachen lästig fallen zu müssen. Hochachtungsvoll Dühring."

Der Inhalt des vorgeführten Briefwechsels spricht schon an sich selbst; aber er sagt noch nicht Alles. Mein Beispiel ist unter den mir bekannten das einzige, dass Jemand am Lyceum gewaltsam entfernt worden wäre. Diejenigen, von denen man sagen kann, dass sie zurücktreten mussten, waren in dieser Nothwendigkeit vermöge ihres Mangels an Erfolg. Mir gegenüber war aber die freundliche Absicht meiner Beseitigung recht schwierig auszuführen. Hätte man mir die Zahl der Zuhörerinnen auf ein geringes Maass herabsetzen können, so hätte ich von selbst gehen müssen. Aber eine solche Politik war gegen mich unausführbar, obwohl der Einfluss auf die Frequenz von Seiten Miss Archers und ihres Anhangs nicht unbedeutend war. Im Gegentheil hätte ich immer festeren Fuss gefasst. Der Versuch, mich in den letzten Wochen durch die Benehmungsart, die mir erst nachträglich aus neuen Thatsachen verständlich wurde, der*artig* zu reizen, dass ich selbst die Initiative zum Abschied ergriffe,

war missglückt. So musste denn der „wärmste Dank“ des ersten Briefes ausgespielt werden, und hiezu kamen all die ergötzlichen Widersprüche bis zu dem Aeussersten, in einem Athem mir „eine grosse Schaar“ den „geistvollen Vorträgen aufmerksam lauschender Zuhörerinnen“, ja eine begeisterte Anhängerschaft zuzuschreiben und mich zugleich gehen zu heissen. Freilich ist hier grade der Schlüssel zu finden; denn meine Erfolge waren eben das, was mich für die fraglichen gegnerischen Einflüsse immer unerträglicher gemacht hatte. Die „Denkweise anderer auf den verschiedensten Gebieten des Wissens bahnbrechender Männer,“ wie es S. 76 hiess, sollte zum Ausdruck gelangen. In meine Sprache übersetzt, bedeutete dies, dass gewisse Tagesautoritätchen, die ich nicht honorirte, verherrlicht werden sollten. Solche persönliche subjective Dienste waren von mir oder von Jemand, der ein gleich selbständiges und unabhängiges Urtheil hat und es mit der „objectiven“ d. h. sachlichen Wahrheit ernst nimmt, natürlich nie zu erwarten.

Uebrigens hatte ich ja meine Schuldigkeit und zwar ernstlich gethan. Die Lyceumsverhältnisse waren über das missglückte Stadium, durch den selbständigen Werth der Leistungen ein grösseres Publicum zu erwerben, bereits hinaus. Durchschnittlich waren, ein paar Ausnahmen abgerechnet, die verschiedenen Fächer so kläglich besucht gewesen und Alles hatte vorherrschend eine so träge Physionomie behalten, dass Miss Archer immer mehr zu künstlichen Mitteln ihre Zuflucht nahm. So hatte sie 1874 durch Erlassung von Bittschreiben ungefähr 30,000 Mark zusammengebeten, um durch Freikarten an Unbemittelte ein neues Publicum zu schaffen, welches ihr aus dem betreffenden Fond die Casse ebenso füllte und ebenso ihr einen persönlichen Gewinn einbrächte, wie die selbst zahlenden Damen. Die Preise waren übrigens derartig hoch, dass bei gehörigen Vortragsleistungen und bei umsichtiger Auswahl der Stoffe das Institut ökonomisch ganz auf sich selbst hätte beruhen und einen hinreichenden Gewinn für die Unternehmerin und anständige Honorare für die Vortragenden hätte abwerfen können. Beispielsweise hat mein Honorar 20—36 Mark für die Stunde betragen, und ungefähr ebensoviel ist dabei stündlich auch für Miss Archer herausgekommen, und ich habe meine Sache vertreten, ehe und ohne dass jene Fonds im Spiele waren. Wie aber die zusammengebetenen Fonds im Allgemeinen haben künstlich nachhelfen

müssen und wie viele Vorträge nur auf ihnen beruhten, mag man daraus ersehen, dass von den 30,000 Mark 1876 nicht mehr viel übrig war. Ein neues Kunstmittel, nämlich ein städtischer Zuschuss und damit zugleich die Veranlassung von Lehrerinnen, durch Theilnahme an gewissen Cursen ihre Beförderungsaussichten zu vermehren, kam zu allerletzt noch hinzu und nur durch die weitere Verfolgung solcher und ähnlicher Wege konnte ein Institut aufrecht erhalten werden, welches an sich selbst kein zulängliches Leben entwickelt hat und ohne jene Hülfen zusammengebrochen wäre.

Wenn ich hier manches auf den ersten Anschein Kleine habe in den Vordergrund rücken müssen, so war dabei die Ermöglichung eines Schlusses auf den grössern Hintergrund die Hauptsache. Das Lyceum und seine mit mir correspondirende Leiterin sind dabei nur die symptomatischen Vermittler gewesen. Der Kern des Vorgangs ist eben ein Stück aus dem allgemeinen Verhalten meiner gelehrten Gegnerschaften gewesen und hat sich in die gegen mich befolgte Gesammtpolitik eingereiht. In dem speciellen Fall war aber noch eine neue Seite zur Sache hinzugekommen. Während es früher nur meinen Reformen der Wissenschaft und mir überhaupt als einem beneideten, durch Unterdrückung erst verletzten und dann gehassten Gegner galt, ist mit meiner Vertreibung vom Lyceum auch noch die feindliche Begegnung auf dem Boden der Frauenbildung erfolgt. Grade weil hier wesentlich nur Vorwände als Gründe hervorgekehrt worden sind, kann das Publicum mit Sicherheit annehmen, dass es sich in der Beseitigung der Wirksamkeit meiner Person um die Fernhaltung einer Aufklärung und Förderung gehandelt hat, deren wissenschaftlich befreiende Macht für die Frauenwelt, wo es irgend sein kann, unzugänglich gemacht werden sollte, — was ja auch ganz wohl dazu stimmt, dass die Universitätsgelehrten im Grossen und Ganzen einer nicht blos auf Schein und Spielerei ausgehenden, sondern ernstlichen Frauenbildung entschieden abgeneigt sind.

In welchem Zusammenhange die dargestellten Ränke am Lyceum mit dem Verhalten der Berliner Universität gegen meine vierzehnjährige freie Docentenstellung an derselben gestanden haben, brauche ich hier nicht zu wiederholen, da ich in meinem Buch von 1882 „Sache, Leben und Feinde“ auch über jene Angelegenheit die erforderlichen Mittheilungen gemacht habe. Diese

Schrift und die vorliegende sind in diesem Punkte für einander Ergänzungen. In der genannten Schrift kann sich der Leser überzeugen, wie alle Ränke, die meine Wirksamkeit zu hemmen und mich in meiner Existenz zu schädigen suchten, wesentlich von einer Quelle, nämlich aus dem Gelehrtenstande und insbesondere dessen Berliner Universitätsrepräsentantchen nebst deren Judengenossenschaft herkamen. Die ganze Gesellschaft da, die sich von der Judenreclame dem Publicum als Professorenelite vorsetzen lässt, — die Herren Virchow, Dubois, Mommsen, Helmholtz und wie sie alle heissen mögen, — das ist vor dem wirklichen Urtheil der dauernden Wissenschaft weniger als nichts. Derartige Leutchen haben nicht Verdienste um, sondern nur Missverdienste gegen die Wissenschaft, und wenn ihre Körper nicht mehr in den Professorgestellen stecken werden, wird es völlig aus mit ihnen sein, wie mit Leuten von der Art jenes Göttinger Professor Kästner des vorigen Jahrhunderts, den man nur noch als Curiosität und Beispiel dafür anführt, bis zu welchem falschen Ruf hohle Professorgestelle durch den künstlichen Universitätseinfluss und durch Reclame schon damals aufgeblasen werden konnten.

Doch die Universitäten sind ja schon in einem der vorigen Abschnitte genugsam gekennzeichnet. Die Männerwelt muss das Uebel des Bestehens solcher Anstalten noch so lange ertragen, bis man mit ihnen aufräumt; die weibliche Welt ist aber darin nicht eingepfercht und kann, wenigstens für sich allein, andere Wege gehen. Jeder Freistrebende aber, welchem Culturvolk oder Geschlecht er auch angehöre, kann sich nunmehr durch Aufklärung über die universitären und überhaupt gelehrten Zustände in die Lage bringen, mit privaten Vorkehrungen vielen Wirkungen jenes öffentlichen Krebsschadens selber zu entgehen und bei sich entgegenzuarbeiten.

8. Gesichtspunkte für Selbstausbildung und Selbststudium.

Solange die bessern Grundsätze des Lernens nicht auch zugleich die des öffentlichen Unterrichts geworden sind, bleibt für Freierdenkende und Höherstrebende eine Kluft bestehen, die nur durch Selbstaufraffung unschädlich gemacht werden kann. Die äussern Berufe kommen hiebei nicht besonders in Frage.

denn was sie an allgemeiner Ausbildung erfordern, wird auch schon in den allgemeinen Grundsätzen mitberücksichtigt. Ebenso ist eine Beschränkung des Gegenstandes auf das Fraueninteresse nicht angebracht; denn die Principien bleiben hier dieselben, gleichviel ob es sich um männliche oder weibliche Zwecke handle. Nur in einigen besondern Anwendungen wird sich ein Unterschied in der Auswahl der Stoffe ergeben.

Auf eine befriedigende Umgestaltung des öffentlichen Unterrichts ist vorläufig nicht zu rechnen. Nur eine durchgreifende Umschaffung des ganzen Systems socialer und politischer Verhältnisse könnte so etwas mitsichbringen. Will man also im Laufe des jetzigen und etwa auch des nächsten Generationsdaseins nicht schon mit sehr grossen Wendungen, ja mit gewaltigen Transformationen rechnen, so hat man sich gefasst zu machen, die gegenwärtigen Zustände verlehrten und verschrobenen Unterrichts sammt dem zugehörigen Zwange auch fernerhin anzutreffen, ja gelegentlich auch wohl noch in sogenannten Reformen weiter ausgedehnt zu finden. Geht man beispielsweise irgendwo mit Erschaffung neuer Unterrichtsgelegenheiten für das weibliche Geschlecht vor, so geschieht dies regelmässig nur, indem man die alten Verlehrtheiten und Verschrobenheiten in gewohnter Weise mitschleppt und in die neuen Institute überträgt. Von dieser Seite wird also dafür gesorgt bleiben, dass die Kluft sich nicht ausfülle, sondern eher an Weite zunehme. Es ist nämlich etwas Monströseres, jene verrotteten Dinge auch noch der weiblichen Welt bieten zu wollen, die in diese Sphäre erst neu eintritt, als den mumienhaften Kram nur da beizubehalten, wo die Leute längst daran gewöhnt sind, in jenem Staube der Jahrtausende und Jahrhunderte zu hausen. Die fragliche Ungeheuerlichkeit ist aber allem Anschein nach zunächst unvermeidlich, und so stellt sich in dieser Richtung um so mehr das Bedürfniss heraus, ein Correctiv und Gegenmittel zu besitzen, durch welches die Einzelnen den Hauptschaden abzuhalten und die unvermeidlichen Nebenschädigungen aufzuwiegen vermögen. Dieses Gegenmittel ist nun eben die Selbstausbildung nach Grundsätzen, die nicht aus der Welt der Verlehrten, ja überhaupt nicht aus den geschichtlichen Ueberlieferungen des dem Mittelalter entsprossenen Gelehrtenstandes geschöpft sind, sondern den Bestrebungen des freien Geistes und seiner souverändenkenden Vertreter entstammen.

Wird es auch nicht möglich sein, überall dem äussern Zwange

zu entgehen, so wird es doch auch schon von grossem praktischen Werthe sein, die innere Freiheit zu wahren. Diese ist nicht nur an sich das hohe Gut, welches um seiner selbst willen von jedem Edleren geschätzt wird, sondern sie erspart auch viele unnütze Bemühungen. Wer sie erringt, kann höchstens von aussen zu dieser oder jener unnützen Thätigkeit, wie zur Entrichtung eines Zolles, gezwungen werden; aber er wird sich in der Pflicht und im Gewissen nicht gebunden fühlen, und dieser Umstand ändert auch bei der praktischen Ausführung des Aufgenöthigten gar viel. Hiezu kommt noch, dass der Blick auch für das Bessere frei bleibt und durch Umschau nach zuträglicheren Stoffen auch positiv helfen kann. Man unterschätze daher die geistigen Wege zur Freiheit nicht, weil der Staats- und Gesellschaftszwang zunächst noch Allerlei mitsichbringt, welchem sich nur der entziehen kann, der nicht nur über hinreichende Mittel zum Leben verfügt, sondern auch ausnahmsweise besondere Gelegenheiten antrifft, ganz ohne Benutzung öffentlicher Schulen und Anstalten seine Zwecke zu erreichen. Letzteres ist, wie die Dinge heut liegen, freilich das Beste, aber nur äusserst selten ausführbar. Sonst wird selbst in den begünstigten Fällen ein Mittelweg eingeschlagen werden müssen; die Benützung der gegebenen ablenkenden, ja theilweise gradezu verderblichen Anstalten wird sich mit der Bethätigung derjenigen Geisteselemente mischen, die aus dem Reiche der Freiheit und des Guten durch die eigne Initiative und Selbsthülfe zugänglich werden.

Für die theoretische Ausbildung kommen hauptsächlich zwei Quellen in Frage, die eigentliche Wissenschaft und die schöne Literatur. Von der praktisch technischen Ausbildung und den Kunstfertigkeiten, möge es sich dabei um etwas Gemeinsames für Alle oder um speciellste Fachpraktiken handeln, haben wir hier nicht zu reden. Unser Ziel ist ein solches, welches wesentlich durch Studium und Lectüre erreicht werden kann. Die einzige wesentliche Fertigkeit hiefür ist die im Verständniss der Sprache, und es sei hier nur noch bestimmter, als bereits in den vorangehenden Abschnitten geschehen ist, darauf hingewiesen, dass nach dem heutigen Stande der Dinge alte Sprachen gar nicht mehr, neuere aber nicht immer, nicht durchaus oder doch nur in geringem Umfang erforderlich sind, um die Früchte der gesammten Wissenschaft und schönen Literatur einzuernten. Man muss seine eigne Sprache und vorläufig auch wohl noch für einzelne Gebiete der wissen-

schaftlichen Literatur das Französische gehörig verstehen; das Englische kann in einigen Richtungen des Studiums nützlich sein, ist aber, Alles wohl erwogen, auch heute schon entbehrlich. Ueberhaupt werden die fremdsprachlichen Mittel immer weniger Raum einnehmen, je weiter der Völkerverkehr fortschreitet, die Uebersetzungen zur Regel werden und in die eigne Literatur jedes höherstrebenden Volks die Errungenschaften der andern schnell übergehen.

Was an sprachlichen Mitteln gespart wird, kommt dem Sachwissen zugute. In einer gewissen Hinsicht ist die Mehrfachheit der Cultursprachen nur ein Hinderniss des erweiterten Verkehrs, gleichwie die Verschiedenheit der Maass- und Gewichtssysteme nur Umrechnungsmühen verursacht. Mit je weniger Bezeichnungssystemen man auskommt, um so mehr gelangen die zu erkennenden Sachen zu ihrem Recht.

Die bisherige Thatsache bestand darin, dass in den Schulen der allgemeinen Bildung, namentlich auf den Gymnasien, Geringfügiges an eigentlicher Wissenschaft gelehrt, dagegen der Lastwagen mit Sprachen und schöner Literatur, namentlieh mit alter und veralteter, gar gewaltig bepackt wurde. Dem entsprach und entspricht denn auch das Vorwiegen der hohlen Gelehrsamkeit auf den Universitäten. Nach einem zugleich modernen und natürlichen System der Selbstausbildung wird das Verhältniss umzukehren sein. Die Wissenschaft, und zwar im strengsten Sinne des Worts, wird an die erste Stelle treten, und die schöne Literatur wird als blos ästhetisches Bildungsmittel bereits der Pflege der Kunstfertigkeiten, wie beispielsweise des Gesanges, nachbarlich nahestehen. Dies ist keine Herabminderung ihres wahren Werthes, sondern nur die Bestimmung der Rolle, die dem Kern ihrer Natur entspricht. Wenn sie, wie in der Vertretung durch die Hauptgrössen des modernen Schriftstellerthums mehrfach der Fall ist, auch theoretisch Lehrreiches, ja Lebensreformatorisches einschliesst, so ist dies ein besonderer Umstand, der sich beispielsweise in der antiken Belletristik nicht vorfand. Dieser Umstand erhöht den Werth einzelner Erscheinungen und muss veranlassen, diesen eine grössere Aufmerksamkeit zuzuwenden; aber auch er ändert die Grundregel nicht ab, sondern bestärkt nur in ihr. Nach dieser Grundregel wird der Maassstab von Wissenschaft und Wahrheit auch an die Belletristik gelegt, und je weniger das Schöngeistige gegen dieses Maass verstösst oder je mehr es sich gar positiv

auf den Wegen der Vertretung und Durchsetzung von wirklichem Wissen findet, um so höher erhebt sich sein Rang über die Sphäre blosser Kunstfertigkeit.

Das weibliche Geschlecht ist nach den herkömmlichen Gewohnheiten von eigentlicher Wissenschaft ungleich entfernter gehalten worden, als das männliche, und demgemäss fast ausschliesslich auf schöne Literatur angewiesen geblieben, von der aber auch nur Schulbrocken verabreicht zu werden pflegen, ohne dass je im Ernst an eine eingehende und sichtende Bemeisterung des Besten und Wohlthätigsten aus diesem Gebiet gedacht würde. Die gemeine Schulversimpelung hat hier noch mehr verfehlt, als in der Vernachlässigung des eigentlichen Wissens. Die schönliterarische Bildung ist in ihrer Art noch oberflächlicher, als diejenige, welche sich wissenschaftlich nennt. Um so nöthiger ist es daher für die Selbstausbildung, zwei Dinge ins Auge zu fassen, nämlich zuerst jene Voranstellung der Wissenschaft und dann die Beschaffung eines Compasses für das Bereich schöngeistigen Wellenspiels. Sich ohne feste Richtung der See schöner Literatur überlassen, ist beinahe noch gefährlicher, als blos der eigentlichen Wissenschaft fremd bleiben, dabei aber keine Irrfahrten in das Zwischenreich von spielender Schöngeisterei und ernstgemeinter Wahrheit anstellen.

Der Gegenstand aller Wissenschaft zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, die Natur und den Menschen. Das Wissen von der Gesammtnatur ohne besondere Rücksicht auf den Menschen ist für die Modernen das Fussgestell alles übrigen genaueren Wissens geworden; die Wissenschaft vom Menschen und seiner Cultur wird sich aber über dem naturwissenschaftlichen Postament als etwas Höheres aufbauen. Der heutige Anschein darf hier nicht täuschen; denn nicht der besondere Zustand unserer Wissensepoche, sondern die dauernden Rangverhältnisse bleiben schliesslich maassgebend. Die moderne Aufraffung des menschlichen Geistes hat ihre sichtbarsten Triumphe zunächst im Bereich eigentlichen Naturwissens aufzuweisen gehabt, und man folgt nur der geschichtlichen Ordnung, wenn man gegenwärtig jene Errungenschaften zu Ausgangspunkten einer auf Vollständigkeit angelegten Selbstbildung macht. Wir beginnen daher mit der

Naturwissenschaft.

Der Mensch ist zwar ein Theil der Natur, uns aber durch Empfindung von innen bekannt und demgemäss auch durch das

Interesse weit nähergelegt. Dennoch ist die Kenntniss von der Gesammtnatur in vielen Dingen aufklärender. Diese Kenntniss ist es, die den Menschen zuerst von dem Betrug und den Verirrungen befreit hat, in die er durch Verkennung seiner Stellung zum Weltganzen gerathen war. Durch die moderne Astronomie, die seit Copernicus datirt, ist nicht nur eine der Trugwissenschaften, die auf das Schicksal der Menschen sterndeutelnde Astrologie, bald ausgemerzt worden, sondern es haben auch zwei andere Pseudokünste, Religion und Metaphysik, angefangen, dem Untergang der astrologischen Kunst nachzufolgen. Hiedurch ist ein Klärungsvorgang des gesammten Naturwissens theils vollzogen, theils eingeleitet, und wenn sich auch grade heut der Gelehrtentrug in Naturwissenschaft und Mathematik, ähnlich dem Priestertruge, mit handwerksgemässen metaphysischen Umnebelungen eitel ausgelegt und breit gemacht hat, so ist dies mehr eine sociale, auf Verdorbenheit des Gelehrtenstandes beruhende Erscheinung, als eine der Sache etwa allzu fest anhaftende Eigenschaft. Das Gegenmittel ist zur Hand. Für die reine Selbstausbildung bedarf es, um den gelehrten Betrügereien von vornherein zu entgehen, nur einer entschiedenen Hinwendung zu den klaren Bestandtheilen des Wissens und zu den unbeugsamen Grundwahrheiten. Nun ist es die moderne Astronomie, die, unbefangen aufgenommen, in ihren wesentlichen Zügen die Metaphysik des Raumes mattsetzt und den Bewohner der Erde von Erdichtungen über jenseitige Räume einfürallemal freimacht.

Auch ist es die Astronomie, die uns mit der grossen umfassenden Natur vertraut macht, während unsere gleichsam häuslichen Erdangelegenheiten, soweit sie vom Menschen zu beeinflussen sind, dabei ganz auf sich selbst gestellt, d. h. auf den menschlichen Willen angewiesen werden. Die astronomische Weltansicht ist überdies darum so wichtig, weil sie keinen Raum für Götter oder sonst erdichtete Dinge übriglässt und das bedeutendste Beispiel für Allgemeinheit und Regelmässigkeit der Vorgänge liefert. Einige gründliche astronomische Kenntnisse sollten daher den Ausgangspunkt aller wahrhaft orientirenden Geistesführung abgeben.

Einfache Thatsachen aufnehmen, ohne sich um deren Verknüpfung oder Ableitung zu kümmern, mag für Kinder besser als Nichts sein. Wer auf guten Glauben hin sich vorstellt, die Erde bewege sich um die Sonne, ist immer noch besser daran, als wer im alten Irrthum befangen bleibt. Mit blosser Kenntniss

auf rein factische und äusserliche Berichte hin haben sich in Sachen der Astronomie früher sogar namhafte Denker begnügt, wie John Locke, weil deren Fassungsvermögen zur Capirung der erforderlichen paar mathematischen Verknüpfungen nicht zureichte. Zur Entschuldigung mag hinzugefügt sein, dass die astronomischen Gelehrten, wie im fraglichen Falle Newton, es auch nicht verstanden, von ihrem Handwerkszeug und von ihren gewohnten Complicationen der Darlegung genug wegzulassen, um die Hauptsachen unmittelbar und für den Nichtfachmann verständlich zu machen. Es ging ihnen darin, wie es gemeiniglich den Ausübern der verschiedenartigsten Hantirungen und Künste geht. Diese verstehen ihre Sache wohl zu machen, nicht aber, sich darüber gehörig auszulassen, und zwar gelingt ihnen die Mittheilung am wenigsten, wenn sie nicht in gewohnter Weise mit allem zufälligen Nebenwerk fach- und routinegemäss einen Lehrling einweihen, sondern ein ausgewähltes Bereich bestimmter Gegenstände vom Fach ablösen sollen. Diese Schwierigkeiten, die in der Gewohnheitsknechtschaft der Gelehrten und in deren Mangel an Abstractionsvermögen ihren Grund haben, dürfen jedoch nicht abschrecken. Sie sind ein sociales, aber nicht in der Natur des Wissens selbst liegendes Hinderniss. Man entschliesse sich daher, sich nicht auf dem Kinderstandpunkt festbannen zu lassen, und man ziehe das, was Seitens der Gelehrten an Wissen nicht von selber kommt, mit eignen Kräften zu sich heran. Hiefür ist nun aber einige Mathematik als Instrument unentbehrlich.

Allgemeine Naturwissenschaft ohne Mathematik ist fast ein Widerspruch in sich selbst. Wie will man die Anordnungen und Einrichtungen im Raume verstehen oder gar deren Consequenzen erwägen, wenn man nicht die allgemeinen Grundsätze und Wahrheiten kennt, in die alles räumlich Entworfene sich schicken muss? Wie will man überhaupt die in der Natur aufeinander wirkenden Grössen und Mengen in der Art, wie diese sich gegenseitig bestimmen, beurtheilen, wenn man überhaupt nicht zu rechnen und das Rechnen nicht auf Raumverhältnisse und Bewegungen auszudehnen weiss? Will man ein letztinstanzliches Wissen, so ist die Frage der Unentbehrlichkeit der Mathematik mit jenen wenigen Hinweisungen entschieden. Nur wer sich mit abgerissenen Erzählungen aus dem astronomischen Wissensreich begnügen wollte, könnte allenfalls ohne eigentliche und specielle Mathematik auskommen. Dieses unreife Verhalten haben wir aber nicht vor Augen, wo

wir auf antiautoritäre Selbstausbildung und auf eigne freie Führung des Geistes hinarbeiten. So macht denn die Astronomie, wenn sie ernsthaft zur Bildung nützen soll, von vornherein die Befassung mit einiger Mathematik unerlässlich. Was aber für diesen Zweck gewonnen wird, erweist sich weiterhin als weittragendes Mittel für die wichtigsten andern Naturgebiete. Nur die sozusagen thierische Wissenschaft, d. h. die Zoologie, und was ihr an sonstigen Arten beschreibender Naturkunde ähnlich ist, befindet sich noch in der nicht beneidenswerthen Lage, mit dem Exacten, d. h. mit Maass und Zahl, keinen wesentlichen Zusammenhang aufzuweisen. Diese Unabhängigkeit von der Mathematik erniedrigt aber auch ihren Rang; denn überall, wo sich das Wissen höher entwickelt, wird die Einsicht in quantitative Verhältnisse und namentlich in Grössenursächlichkeiten eine wesentliche Angelegenheit.

Unkundigen erscheint die Mathematik nicht selten als Schreckbild. Sie vermeinen oder werden dazu von unberufener Seite verleitet, in der Befassung mit dem mathematischen Rüstzeug das Aeusserste an Schwierigkeit oder doch unerträglicher Trockenheit vor sich zu sehen. Vollends gilt, wenn es sich nicht um Studien der Männer handelt, grade nach der beschränkten Meinung der Pedanten selbst, alles Mathematische als ungehörig und unbezwingbar. Nun ist aber in Wahrheit die Mathematik die lernbarste und zugänglichste aller Wissenschaften; ja, sie ist mehr als jede andere durch blosses Selbststudium, d. h. auf Grund blosser Buchhülfe, anzueignen, ja umfassend zu bemeistern. Dies ist schon gegenüber einer unvollkommenen Literatur, d. h. mit formell und sachlich wenig befriedigenden Lehrbüchern möglich; wieviel mehr muss es der Fall sein, wenn besondere schriftliche Anleitung die Wege zeigt und vor Abwegen warnt, oder wenn gar, wofür freilich erst unzulänglich gesorgt ist, gute Curse gleich die Einzelheiten in der passendsten Auswahl und Gestalt vorführen!

Die Schulmathematik ist allerdings gewaltig überladen; ja die ganze Bescheerung, die heute unter dem Namen von Mathematik, sei es hoher, sei es niederer, angeboten wird, ist eine verworrene Ablagerung der verschiedenartigsten, oft thörichtsten, ja augenblicklich theilweise sogar unsinnigsten Bestandtheile. Pedanten, Wirrköpfe, Metaphysiker und Phantasten haben in der Rolle von Handwerksmathematikern und neuerdings besonders von Professurinhabern das Angesicht sogar der reinen, d. h. nicht

angewandten Mathematik in einem andern Sinne des Worts recht unrein gemacht, nämlich Dummheiten und Hässlichkeiten hineingepinselt. So etwas könnte eher abschreckend wirken; allein es handelt sich für vernünftige Interessenten niemals um solche Gerichte, ja überhaupt nicht um jenen von der Eitelkeit und Beschränktheit angerichteten Kohl. Was derjenige Mensch, der sich mit Schulsottise nicht zum Narren halten lässt, ernsthaft braucht, ist die echte Mathematik mit ihren erheblichen Errungenschaften und in ihrer Beziehung zur wesentlichen Erkenntniss der Natur der Dinge. Hier ist nun keine Noth, dass antikes Pedantenthum oder neuste Zerfahrenheiten sonderlich schaden. Es wird nämlich für den Lernenden zur Reinhaltung des Weges nichts weiter erfordert, als dass er sich nicht auf hohle und unnütze Dinge ablenken und nicht von autoritärem, handgreiflichem Unsinn imponiren lasse.

Bedenken wir zunächst das, was für gründliche astronomische Bildung an Mathematik in Frage kommt. Dies ist in der That, wenn man es nur recht auszuwählen versteht, weder sonderlich schwer noch sonderlich viel. Vor allen Dingen erfordert jegliche Orientirung im Raume die Kugel als Mittel, und man muss mit so etwas, wie beispielsweise Parallelkreisen und Meridianen, auch mathematisch nach Gründen Bescheid wissen, ja äussersten Falls auch vom Mittelpunkt der Kugel aus körperliche Winkel und zugehörige sphärische Dreiecke vorzustellen und in einigen Punkten zu behandeln wissen, wenn man in diesem Gebiet zulänglich ausgerüstet sein will. Zur Berechnung der Entfernungen im Weltraum genügt die einfache Berechnung eines ebnen Dreiecks. Zur Kennzeichnung der planetarischen Bahnen genügen die analytisch geometrischen Begriffsbestimmungen der Kegelschnitte, d. h. jener einfachsten Curven zweiten Grades, zu denen auch der Kreis gehört und unter denen die Ellipse den wichtigsten Specialfall bildet.

Geht man von dem räumlich Sichtbaren in der Astronomie zu den hervorbringenden Kräften über, so werden jene Curven ihrem innersten Wesen nach bestimmbar. Alsdann sind sie nämlich als mechanische Erzeugnisse zu begreifen, und diese Art ihrer Bestimmung ist nicht nur die vollständigste, nämlich diejenige mit Rücksicht auf die Zeit, sondern die auch in der abstracten Mathematik von Raum und Zeit am meisten naturgemässe. Dieses Stück Studium, versteht sich nach der analytisch

geometrischen Methode, ist ziemlich einfach zu erledigen und setzt grade zu dem Wichtigsten in den Stand, nämlich zur Erfassung der Grundlehren von der allgemeinen Schwere. Eignet man sich überdies noch ein paar einfache Rechnungsgebilde der modernen Mathematik, nämlich einige sehr einfache Differential- und Integralbegriffe nebst ein paar der einfachsten Potentialformen an, so kann im Bereich der astronomischen Erkenntniss kaum mehr etwas Erhebliches vorkommen, was sich nicht mit diesen Hülfsmitteln ableiten und beweisen liesse. Für die fundamentale Hauptsache kann aber schon die Bekanntschaft mit dem Wesen und der Berechnung der erwähnten Kegelschnitte genügen. Die Curven zweiten Grades bilden nämlich einen Markstein, bis zu welchem die rein mathematische Orientirung ausgedehnt werden muss, wenn sie für die Anwendungen Früchte tragen soll, und zwar muss das Wenige, was von diesen Curven zu lernen ist, sogleich vollständig, d. h. mit Rücksicht auf die Stetigkeit und mithin auf die geometrischen Differentiale, ins Auge gefasst werden.

Die vorangehenden Fingerzeige können selbstverständlich nicht eine eingehende Anleitung ersetzen. Sie sollen nur Erläuterungen sein, in welcher Art man sich zu verhalten habe. Zum vollständigen Studium der Mathematik haben mein Sohn und ich am Ende unseres Werks „Neue Grundmittel und Erfindungen zur Analysis u. s. w.“ eine specielle kritische Anleitung gegeben. Diese, sowie einige der einfacheren und mehr grundlegenden Lehren des fraglichen Buchs können auch von denen benützt werden, welche sich auf die äussersten Höhen und in die entlegensten Regionen der abstractesten, ja zum Theil nur speculativ interessanten Mathematik zu begeben keine Ursache haben. An Klärung der wesentlichen Begriffe und an Bezeichnung der einfachsten Studienwege und Studienmittel haben aber Alle ein Interesse, und das fragliche Werk ist so eingerichtet, dass sich die Einfachheiten daraus für sich, unter Weglassung der specialistischen Entwicklungen, leicht entnehmen lassen.

Gäbe es einen Cursus der Mathematik in dem zugleich modernen und einfach praktischen Sinne, wie ich ihn meine, so wäre das Studium mindestens um das Zehnfache erleichtert. Da eine solche Bearbeitung aber fehlt, so kommt dem Lernenden unvermeidlich viel Schutt in den Weg. Ein Conglomerat von zwecklosen Abstractionen und Ausspinnungen, die nicht mit Rücksicht

auf das wirkliche Bedürfniss gemacht sind, bleibt noch immer die gewöhnliche Form, in der die Wissenschaft sich seit Euklides anbietet. Demgegenüber muss ein wahrhaft rationelles System der Darlegung platzgreifen. Man sollte von der praktischen Mathematik, also dem jedesmal für die Anwendungen Erforderlichen, ausgehen. Man sollte nicht Mehr und nicht Weniger zusammenstellen, als man wesentlich braucht, und die Lehrbücher würden auf einige Procente ihres Umfangs zusammenschmelzen. Sie würden an Durchsichtigkeit ihres Inhalts gewinnen und anstatt, wie jetzt, oft als abschreckende Hindernisse zu wirken, wahrhaft anziehende, ja im höhern Sinne des Worts interessante Lernmittel werden. In der heutigen Gesammtmathematik, einschliesslich der erwähnten Hineinpinselungen verstanden, ist kaum ein Theil auf tausend Theile als wirklich werthvoll, sei es nun praktisch oder speculativ werthvoll, herauszufinden.

Wer sich im Sinne der obigen Angaben für die Astronomie mit den mathematischen Orientirungsmitteln ausgerüstet hat, wird in der übrigen Naturwissenschaft kaum in den Fall kommen, umständlicher Ergänzungen seines mathematischen Wissens zu bedürfen. Schon in dem, was man gewöhnlich Physik nennt, ermässigt sich bei gesunder Behandlungsweise das mathematische Bedürfniss und vollends tritt es in der Chemie zurück, einer hochmodernen und in einzelnen Theilen noch sehr jungen Wissenschaft, die in der Reihe der Naturdisciplinen zur Astronomie gleichsam das andere Extrem bildet. Die Chemie ist heute für die tiefere Erkenntniss der Dinge wichtiger, als was zwischen ihr und dem astronomischen Ausgangspunkt in der Mitte liegt, nämlich wichtiger als die Physik im engern Sinne des Worts, die gar sehr überladen und ohne Auswahl auftritt. Was für hohe und eigentliche Bildungsinteressen von der Physik brauchbar ist, schliesst sich grösstentheils entweder an die Astronomie an oder dient andererseits den tiefern chemischen Lehren zur unmittelbaren Ausstattung. In jener Richtung ist der Inhalt des Weltraumes mit seinen Strahlungen der physikalische Hauptgegenstand. In der andern Richtung sind der Zusammenhang der Aggregatzustände, die Abhängigkeit der Processe von den Temperaturen, die elektrochemischen Vorgänge und die Symptomatik in der Lichtzerstreuung, d. h. die Spectralphysik, entscheidende Punkte. Was dann als Mittelstück selbständiger Physik noch übrigbleibt, wie z. B. fast die ganze Akustik, ist im Allgemeinen

am unfruchtbarsten und kann, ein paar Einzellehren, wie etwa die von der Schallgeschwindigkeit, ausgenommen, auch ein reines Bildungsinteresse erst an letzter Stelle in Anspruch nehmen.

Experimentalphysik, sowie überhaupt jede Experimentalwissenschaft, erfordert im Studium vor allen Dingen Beschreibungen der Versuche, unterstützt von Abbildungen, und Zurückführungen der Versuche auf ihren wesentlichen Inhalt, unter sorgfältiger Abstraction von allem Nebenwerk. Das blosse Sehen von unmittelbaren Experimenten hat bei Weitem nicht die belehrende Kraft, die man ihm gewöhnlich zuschreibt. Im Gegentheil steckt darin viel Schein, da die Aufmerksamkeit dem flüchtigen Schaustück weniger gut folgen kann, als der standhaltenden Darlegung des Kernes der Sache in Beschreibung und Bild. Das Selbststudium hat hier also gute Chancen und wird nicht abhängig von den fast spielerisch zu nennenden Versuchswiederholungen des Experimentirtisches. Die Urexperimente constituiren zuerst die Wissenschaft, aber die Nachahmungen, wenn sie nicht vom Lernenden in eigner Person gemacht werden, haben nur geringen Werth. Das eigne Anstellen von Experimenten aber, zum Zweck der Veranschaulichung im Lernen, ist dem Nutzen blos gesehener Experimente zwar unvergleichlich überlegen, wird sich aber meist nur in den allereinfachsten und zugleich nicht kostspieligen Fällen ausführen lassen. Es ist ein grosser Irrthum, zu glauben, dass zur Selbstausbildung die Buchanalyse von Experimenten nicht genüge. Wer um jeden Preis an unmittelbaren Versuchen hängt und sich doch mit dem blossen Sehen fremder Manipulationen begnügt, dem könnte man nach seinem eignen Grundsatz auch zur Regel machen, in den beobachtenden Wissenschaften, wie in der Astronomie, nur solche Thatsachen als gut erlernt zu betrachten, die er selber beobachtet hat. Soweit geht aber Niemand, ja kann Niemand gehen, und so zeigt sich, dass es ein Vorurtheil ist, die Experimentirtheater unter allen Umständen besuchen zu müssen. Dem gewöhnlichen sinnlichen Menschen mögen von den Experimentirschauspielen mehr bunte Erinnerungen zurückbleiben; die wirkliche und gründliche Erkenntniss ist aber nur die Frucht ruhiger Betrachtung und Erwägung der Bestandtheile und der Verkettungsart eines Vorgangs. Letztere lässt sich aber auf dem Papier und am Bilde besser anstellen, als an dem wirklichen, unfixirten, ja meist äusserst schnell entweichenden Phänomen. Braucht doch

der physikalische Forscher oft selbst erst ähnliche Mittel, indem er z. B. von Spectralerscheinungen erst Photographien entwirft, um jene dann an diesen, also erst mittelbar auf dem Papier, zu untersuchen.

Der grosse Vortheil des Genügens blosser, aber guter Bücherverkörperungen des experimentellen Naturwissens leuchtet ein. Die Erfahrungswissenschaft reiht sich auf diese Weise nachbarlich an die Mathematik an, und für das ganze Bereich der Bildungswissenschaft kann mit Lettern und Abbildungen bedrucktes Papier an die Stelle der Schulen treten, deren Rolle hienach naturgemäss weniger auf das Lernen selbst, als auf das Ueben des Selbsterlernten sich erstrecken sollte. Zur Einübung von Fertigkeiten ist eher ein persönlicher Lehrer nöthig, als zu der blossen Aneignung von Wissensstoff; jedoch auch hier ist die Mathematik bereits ein schönes Beispiel, dass auch in der selbstthätigen Anstellung von Uebungen die Emancipation vom persönlichen Lehrerthum sogleich mit dem Abc der Wissenschaft, d. h. mit dem ersten und elementarsten Rechnen, beginnen könne.

Ist das Studium durch blosse Buchhülfen möglich, so entscheidet nicht mehr die Beschaffenheit der Lehranstalten oder der ausnahmsweise zu habenden Privatlehrer, sondern einzig und allein die Literatur. Wie ungenügend sich auch letztere gestalten möge, so ist sie doch immer eine etwas freiere Sphäre, die sich nicht absperren und in der auch die Concurrenz unabhängiger Geister nicht ganz unterdrückt werden kann. Das weibliche Geschlecht hat noch ganz besondere Ursache, diesen Umstand im Auge zu behalten; denn Angesichts der Hindernisse, die sich ihm aus dem alten Regime sogar gegen eine blos geistige Emancipation aufthürmen, bleibt der Zugang zu den Büchern der nächste Ansatzpunkt, bei welchem die geflissentliche Geistesbevormundung aus den Angeln zu heben ist. Auch wo die Sitte sich entgegenstemmt oder im persönlichen Verkehr noch wirklich berechtigte Anstandsrücksichten die freiere Bewegung einschränken, da ist der Verkehr mit Büchern eine sicherlich unschuldige Zuflucht und noch dazu eine solche, die thatsächlich nicht leicht gänzlich verwehrt werden kann.

Leider schmeckt nun freilich die Bücherwelt einigermaassen nach den Personen, die auch hier, wenn auch nur indirect vermöge des Einflusses ihrer Aemter auf den Absatz, das Monopol haben und den Markt mit ihrer scholastischen Waare über-

schwemmen. Für die bisherigen und heutigen Zustände in dieser Beziehung habe ich nun in meinen verschiedenen Studienanleitungen und dahin gehörigen gelegentlichen Fingerzeigen einige Sichtung und Orientirung zu schaffen gesucht. Speciell enthält auch jede meiner naturwissenschaftlichen Schriften etwas dahin Gehöriges, sei es nun eine ganze Anleitung, wie die am Ende der zweiten Auflage der Geschichte der Principien der Mechanik, oder einen Inbegriff einzelner Studiengesichtspunkte, wie in besondern Ausführungen der Schrift „Neue Grundgesetze zur Physik und Chemie", oder endlich eine Kennzeichnung des Gelehrtenstandes und seiner Erzeugnisse und Literaturmanieren, wie in der Schrift über Robert Mayer (vgl. auch die letzten drei Seiten des Anhangs vorliegender Schrift). Wer sich den Geist der Thatsachen zu eigen macht, wie sie in diesen und andern meiner Schriften bezüglich der Gelehrteneigenschaften und der Beschaffenheit der literarischen Hülfsmittel enthüllt sind, wird sich auch in solchen Fällen selber rathen und helfen können, wo die einzelnen auf besondere Erscheinungen gerichteten Auskünfte etwa aufhören. Jedoch auch an solchen Einzelangaben und sozusagen bestimmten Bücheradressen, die noch für eine lange Zeit ihren Nutzen behalten, fehlt es dort nicht. Wohl werden die wissensreformatorischen Anregungen früher oder später bessere Buchhülfen zu Tage fördern, als ich beispielsweise in Physik und Chemie für die laufenden Jahrzehnte als am wenigsten unzulänglich signalisiren konnte. Auf solche Zukunftsdinge kann aber Niemand warten. Mit dem Maasse in der Hand, mit welchem ich das Vorhandene gemessen habe, wird man jedoch etwa sich Darbietendes darauf untersuchen können, ob es eine der vielen Unterschiebungen sei, oder ob einmal ausnahmsweise wirklich etwas, ich will nicht sagen Echtes und Gelungenes, sondern nur Besseres vorliege.

Die Wissenschaft, und zwar auch speciell Naturwissenschaft wie Mathematik, ist voll von Gelehrtenbetrug. Ausser dem metaphysischen, von der Religion vererbten Betruge, der an sich noch keineswegs der gefährlichste ist, macht sich der von der Eitelkeit und dem Diebstahl ausgehende am meisten breit. Die Gelehrteneitelkeit will etwas zu haben scheinen, wo sie nichts hat, und betrügt daher das Publicum oft genug durch erlogenes Scheinwissen mit vollem Bewusstsein. Der gelehrte Diebstahl aber entstellt das Andern entwendete Gut, damit es weniger

kenntlich sei. Diese Entstellungen werden theils durch formelle Verzerrung, theils durch Einmischung von materieller Unwahrheit bewerkstelligt, und so kommen wesentliche Stücke der Wissenschaft zuerst oft nur umhüllt und verdunkelt, also weit unverständlicher als in den originalen, dem Publicum verhehlten Fassungen, in gemeinen Curs. Die in Eitelkeit und Verlogenheit der Gelehrten wurzelnden Fälschungen der Wissenschaft sind die schlimmsten. Die in Metaphysik bestehenden Faseleien verunstalten und umnebeln zwar viel; aber sie rangiren im Gelehrtentrug erst an zweiter Stelle, ausser wenn sie, wie jetzt vielfach der Fall, als blosse Mittel figuriren, jene Eitelkeit in ihrem betrügerischen Handwerk nähren zu helfen.

Die Physik ist im letzten Menschenalter besonders ein Tummelplatz von Metaphysik, ja bisweilen sogar von Spiritistik geworden. Sogar an eine gute und bedeutende Sache, die Mayersche Auffindung des mechanischen Kraftwerths der Wärme, hat sich von vornherein die Unwissenschaft der Metaphysik geheftet und sich namentlich unter den Händen der bornirten Entwender breit gemacht. Ein förmliches Krafterhaltungsgefasel ist in die Physik eingedrungen und müsste schliesslich jenen ersten an sich soliden Kern von Wahrheit mit in Misscredit bringen, wenn nicht kritisch gesichtet und der metaphysische Kohl, der seit der Leibnizschen Zurichtung gelegentlich immer wieder aufgewärmt wird, aus der Reihe der schmackhaften, ja überhaupt geniessbaren Gerichte entfernt würde. Die Beispiele der Verunsauberung der Physik mit hohlen Eitelkeitsausgeburten und Metaphysik liessen sich häufen und mit denen der Mathematik in Parallele stellen; hier jedoch, wo Einzelheiten nicht viel berührt werden können, mag lieber an den Gegensatz und die vortheilhaftere Stellung erinnert werden, durch welche sich die Chemie vermöge ihrer praktischen Richtung und ihres auch theoretisch ansehnlichen Maasses von Wirklichkeitssinn in ihrer modernen Gestaltung auszeichnet.

Fehlt es auch in der Chemie nicht an Thorheiten, Erdichtungsvelleitäten und falschen Uebernahmen von der Physik her, so ist sie doch schon lange keine Alchymie mehr und theilt mit der Astronomie die Eigenschaft, den mittelalterlichen Trug grundsätzlich abgestreift zu haben. Sie steht überdies in eminenter Weise mit dem Leben in Beziehung, stellt aber auch eine theoretische Vertiefung in Aussicht, durch welche sie das Innerste

der Materie erschliesst. Wenn uns also die Astronomie einen Ueberblick über die Verhältnisse der grossen Massen gewährt und uns in die Verfassung des Weltbaues einführt, so dringt die Chemie bis zu denjenigen Regungen der Materie vor, bei denen das eigentliche Leben beginnt. Es ist daher auch die organische Chemie, d. h. die Chemie der Kohlenstoffverbindungen, welche seit einem halben Jahrhundert sich zur höheren und interessanteren Stufe der Chemie entwickelt hat. Sie hat nicht unmittelbar mit den Organismen zu thun, sondern mit einem Reich von Verbindungen der Atome, wie sie überwiegend durch Kunst dargestellt, übrigens aber fast ausschliesslich in den Organismen angetroffen werden; aber eben um ihrer freien Combinationen willen, die sie selbst auffindet und in denen sie gar nicht nach den Organismen fragt, erhebt sie sich sowohl theoretisch als praktisch zur gegenwärtig folgereichsten und aussichtsvollsten der modernen Wissenschaften.

Es sei hier nur beispielsweise darauf hingewiesen, dass in den mittleren Jahrzehnten unseres Jahrhunderts von der organischen Chemie vier Erfindungen ausgegangen sind, die man praktisch als ihre epochemachendsten Leistungen ansehen kann. Es sind dies die Herstellung und der praktische Gebrauch des Chloroforms, des Chloralhydrats, des Nitroglycerins und der Sprengbaumwolle. Zwei Mittel zur Mässigung oder Aufhebung des Empfindens und Schmerzgefühls, einschläfernde Mittel, wenn man sie so nennen will, auf der einen Seite, und zwei gewaltige Kraft- und Sprengmittel auf der andern Seite von einer nicht blos die Technik aufrüttelnden Tragweite, — das sind Ergebnisse, deretwegen die Menschheit allein schon Ursache hätte, die zunächst blos wissensschaffende Gedankenkraft nicht gar so ohnmächtig zu wähnen. Die Sprengbaumwolle ist die ältere Erfindung; in der Aufzählung bin ich aber der chemischen Rangordnung gefolgt, zumal die drei ersten Stoffe sich auch rein theoretisch zur Erläuterung der neuern Lehre von der Atomverkettung gut eignen. Soweit der Gedanke der Atomverkettung nichts weiter einschliesst, als was ihm entsprechend die Erfahrungsthatsachen wirklich repräsentiren, ist er dasjenige Princip, durch welches im Bereich auch der complicirteren Verbindungen Licht geschafft wird und der Anfang gleichsam zu einer höheren Chemie, d. h. zu etwas gemacht ist, was sich zur sonstigen Chemie in seiner Weise ähnlich verhält, wie die Mathematik mit Diffe-

rential- und Variationsrechnung zu derjenigen ohne diese mächtigen Hülfsmittel.

Merkwürdigerweise sind die zwei Wissenschaften, von denen die eine formell und die andere materiell am weitesten vorzudringen vermocht haben, auch die beiden einzigen mit eignen originalen Zeichensprachen. Die Mathematik hat sich in der Analysis eine besondere Formelsprache geschaffen, und die Chemie hat je länger desto besser gelernt, den Kern ihres Wissens immer bestimmter in Formeln darzulegen, die nicht blos den Inhalt, sondern auch die Art der Zusammensetzung der verschiedenen Stoffgebilde angeben. Man beachte daher diesen aus den Thatsachen selbst sich ergebenden Fingerzeig und pflege vor allen Dingen die beiden vollkommensten Ansatzpunkte des Erkennens, nämlich an dem einen Ende das analytische Rechnen und an dem andern die rationelle chemische Construction der mannichfaltigen Stoffe und Körper. Ersteres setzt in den Stand, Massen und Kräfte des Universums in ihren gegenseitigen Beziehungen zu ergründen; letztere führt dazu, vermittelst des uns Naheliegenden in das Wesen aller Materie und aller Vorgänge am innerlichsten und tiefsten einzudringen, ja mit dem Gewinn an theoretischer Erkenntniss und Geistesfreiheit auch das unmittelbarste praktische Wirken zu verbinden.

Bildung zur Freiheit und zum Wirken, — das ist der einheitliche, aber doch doppelseitige Gesichtspunkt, der bei allem echten Studium festgehalten werden muss. Bei der Bildung zur Geistesfreiheit ist das Wissen an sich selbst die Hauptsache; bei der Bildung zum Wirken wird auch noch die Kunstfertigkeit in der Bethätigung des Wissens von entscheidender Bedeutung. Zur Ausübung eines bestimmten Berufs gehört mehr als blosse Einlassung mit den wissenschaftlichen Bildern der Dinge; man muss sich unmittelbar mit Dingen selbst vertraut machen, und es wäre beispielsweise für den Arzt anatomische Kenntniss ungenügend, wenn sie nicht zugleich mit der eingeübten Fähigkeit verbunden wäre, die Verhältnisse am wirklichen Körper im einzelnen Fall sofort zu beurtheilen, ja, was noch mehr erfordert, in diese Verhältnisse chirurgisch einzugreifen. Dagegen kann der allgemeine wissenschaftliche Lehrerberuf sich fast ausschliesslich auf das Wissen an sich selbst stützen und er bedarf nur einer einzigen formellen Kunst, nämlich derjenigen des geschickten Lehrens selbst und des zugehörigen Einübens. Unser leitender Grundsatz,

dass sich das Wissen wesentlich durch Bücher aneignen lasse, bleibt daher für alle Lehrstoffe bestehen, und nur für die ausübenden Kunstfertigkeiten gesellt sich noch die andere Nothwendigkeit hinzu, die jedesmal erforderlichen Fähigkeiten durch unmittelbare Thätigkeit an den Dingen besonders auszubilden. Eigne Erfahrung und Erprobung wird aber auch hier das Förderndste werden, und persönliches Lehrerthum sowie Anstaltszurüstungen werden wenig helfen, wenn dabei vornehmlich von blossem Zusehen gelernt werden soll.

Mit dem Wege zur gesammten Selbstausbildung wäre es übel bestellt, wenn er nicht zum höchsten Maass innerer Freiheit und äusserer Wirkungsfähigkeit führen könnte. Hiezu ist aber die Kenntniss der menschlichen Beschaffenheiten und Verhältnisse unmittelbar noch nöthiger als die der Natur. Es wird also die

Wissenschaft und Lehre vom Menschen,

soweit sie nur wirklich etwas Echtes weiss und zu lehren hat, in der Berücksichtigung den ersten Rang in Anspruch zu nehmen haben. Wenn gegenwärtig die Theilnahme dafür noch etwas zurücksteht, so liegt dies daran, dass grade dieses Gebiet mit den schlechtesten Ueberlieferungen versetzt ist, das meiste unnütze Gerölle conservirt und dem öffentlichen Betruge am widerstandslosesten preisgegeben ist. Auch muss hier die Theilnahme eine doppelte Richtung haben; erstens geht sie auf das Wissen von dem, was ist oder war, und zweitens geht sie auf eine Lehre von dem, was fernerhin gut ist und ausgeführt werden soll. Solche Lehre ist in diesem Sinne offenbar mehr als blosse Wissenschaft; sie betrifft das Streben des Einzelmenschen und der Gesammtheit, sowie gleichsam die Zukunftsverbindlichkeiten. Freiheit und Leben der Einzelnen und der Völker, und zwar glückliches Leben, — das sind die hier maassgebenden Gesichtspunkte.

Fehlt es nun aber in der einen Hinsicht vielfach an echtem Wissen, so steht diesem Mangel in der andern Hinsicht ein selbstständiges Deficit an echtem Streben gegenüber, und selbst wo wirkliche Energie hervorbricht, geräth sie nur allzu oft gar wüst und chaotisch. Letzteres Fehlgreifen rührt durchaus nicht immer vom Mangel eigentlicher Wissenschaft, sondern oft genug von verderbten Antrieben, von desorientirten Gemüthskräften und von abseits gerathenen Kraftgefühlen her. Freilich ist Derartiges besser, als was sich auf der entgegengesetzten Seite an Wurm-

stichigkeit und Siechthum des Lebens, etwa gar mit dem pessimistischen Krebs behaftet, an der Oberfläche so viel vertreten findet. Auch ist gegenwärtig grade das am interessantesten, was nicht bei dem passiven Wissen stehen bleibt, sondern, wenn auch zunächst noch wildwüchsig, eine durchgreifende Umgestaltung der Zustände in unmittelbar thatkräftigen Angriff nimmt.

Wir wollen nun sehen, was sich von der angedeuteten Seite für die Selbstausbildung von Verstand und Muth gewinnen lasse; denn diese beiden Factoren sind in der Geisteshaltung gleich nothwendig. Zunächst ist es richtig, dass neben der Naturwissenschaft die socialen Wissenschaften und Lehren bei den am meisten entwickelten Elementen des Menschengeschlechts im Vordergrunde stehen. Den Menschen in seinen Gesellungsverhältnissen studiren, muss mit Recht als eine lohnende Aufgabe auch denen gelten, die von der geschichtlichen Ueberlieferung kaum ein Hundertel als weiterhin berechtigt anzuerkennen vermögen. Eben ein solches Studium, wenn es auf die Dinge in ihrer Wirklichkeit gerichtet ist, lässt die emancipatorischen Wege besser auffinden und sicherer verfolgen. Hier ist es nun aber nicht blos der Mensch im Allgemeinen, sondern der Mensch in seiner Mannichfaltigkeit und Unterschiedlichkeit, namentlich nach Geschlecht und nach Race, was mit vollem Bewusstsein ins Auge gefasst werden muss.

Dem weiblichen Geschlecht braucht es wohl nicht erst besonders nachgewiesen zu werden, dass es im Studium des Menschen sich selbst, also die eigne Beschaffenheit, die eigne Lage und die eignen Schicksale nicht blos im Unterschiede von denen der allgemeinen Menschennatur, sondern von vornherein in bevorzugter Weise zu ergründen hat. Dazu werden ihm nun wahrlich die Amtsgelehrten mit ihrer bornirenden und stets socialreactionär interessirten Scholastik nicht nur nichts helfen, sondern im Gegentheil die Wege noch verdunkeln. Ein offener Blick für die einfachsten gegebenen Thatsachen und ausserdem allenfalls noch ein wenig Umschau nach der Vergangenheit der Cultur reichen hier zu, um die Hauptpunkte festzustellen. Speciell ist dabei eine Untersuchung des Charakters der Ehe unerlässlich. Namentlich ist sie schon von vornherein in der Geschichte auf zwei Eigenschaften anzusehen, die, obwohl voneinander trennbar, doch thatsächlich miteinander verwachsen sind. Was sich in allen ersten rohen Gestaltungen am sichtbarsten vordrängt, ist die Herrschafts-

form. Diese befestigt sich später politisch, und es gilt alsdann der Satz, dass die Ehe eine Herrschaft des Mannes über das Weib und zwar eine äusserliche, im allgemeinen Zwangsrecht garantirte Herrschaftsform sei, so lange fast als selbstverständlich, bis bei den freier strebenden Menschen die zweite Eigenschaft deutlicher ins Bewusstsein tritt. Diese zweite Eigenschaft ist die natürlich sittliche Gesellung, zu der ein weiter ausgedehntes Maass der Lebensgemeinschaft folgerichtig gehört. Die Constituirung der Familie ist weder von Natur noch von Cultur wegen etwas Willkürliches; für den entwickelteren Menschen müsste sie unter allen Umständen zur Sitte werden, auch wenn ein juristischer Zwang nicht vorhanden wäre. Aus diesem Grunde lässt sich nun daran denken, einmal auf der Grundlage einer edleren Cultur und unter der Einwirkung verallgemeinerter besserer Neigungen und Gesinnungen den Zwang selbst auszumerzen. Der Gesichtspunkt also, von dem man bei dem Studium der verschiedenen Ansichten und Lehren socialer Reformatoren über die Ehe auszugehen hat, ist die angegebene, für alles Uebrige entscheidende Spaltung des Gegenstandes. Ob Moral oder Justiz, ob Sitte oder Politik den Verkehr und das Zusammenleben der Geschlechter zu ordnen haben, — das ist der Kern der Grundfrage, welche die aufgeklärtesten Elemente der Menschheit bewegt.

Ueber die Wichtigkeit des Racengesichtspunkts für das Verständniss der Zustände kann ich mich hier in Kürze, brauche mich aber auch nicht weiter auszulassen; denn grade ich habe in den verschiedensten Schriften Racenkritik, und zwar sowohl an der Wissenschaft wie am Leben, in ganz neuen Richtungen geübt. Um aber hier wenigstens die Frauenwelt an das ihr am nächsten liegende Beispiel des Racengeistes zu erinnern, so möge sie nur sich umsehen und an den Thatsachen selber studiren, welchen verzerrenden, degradirenden und corrumpirenden Einfluss die unverhältnissmässige Betheiligung von Hebräerinnen an Agitationen, Vereinen und Instituten auf die Frauenfrage geübt hat. Eine an sich edle Angelegenheit, die in Judenhände geräth, muss entarten. Unsere Lehre von der Racenschädlichkeit zeigt dies auf jedem Blatte; vollends zur Wissenschaft können Juden nichts weiter beitragen, als den Schaden, den sie mit deren Verzerrung und geschäftlicher Ausbeutung anrichten.

Wenden wir uns jetzt noch zu einer kurzen Berührung der allgemeinen Verschiedenheit thatsächlicher oder möglicher socialer

Verfassungen. Hier ist es für das Studium in erster Linie nöthig, das zu erkennen, was auch bei noch so grossen Veränderungen als bedingungslose Wahrheit formulirt werden kann. Unsere letzten Principien für höhere weibliche Berufsbildung liefern hier gleich ein Beispiel. Der Satz, dass ärztliche Functionen an Frauen grundsätzlich und vorwiegend auch von Frauen auszuüben sind, ist ein höheres Sittenprincip, welches bestehen bleibt, wie sich auch ökonomisch und social die künftige Gesellschaft gestalten möge. Es würde sogar auch dann gelten, wenn es gar keine privatim erwerbenden Aerzte mehr gäbe, sondern der betreffende Beistand, sei es beamtenartig oder in ganz freier gesellschaftlicher Function, sozusagen von ohnedies gleich allen Andern ernährten Gesellschaftsbürgern ausgeübt würde. Ich trete hier nicht für eine solche Fiction ein, sondern mache sie nur, damit sich zeige, wie die obersten Principien unseres Entwurfs der höhern weiblichen Berufsfunctionen nicht an die heutige und überhaupt nicht an eine specielle Gesellschaftsordnung gebunden sind. Sie haben einen allgemeineren, weitertragenden Sinn, von dem jeder eine Anwendung machen kann, je nachdem er die Bilder anderer ökonomischer und socialer Regulirungen ins Auge fasst.

In Bezug auf die öffentlichen Zustände hat es bisher nur ein einziges Kenntnissgebiet gegeben, welches zum Theil als eigentliche Wissenschaft gelten kann. Es ist dies die Volkswirthschaftslehre, die den fraglichen Vorzug insoweit hat, als sie einige Wahrheiten enthält, die von der Veränderung socialer Zustände unabhängig sind. Beispielsweise haben die Natur- und Culturgesetze, die sich aus den Entfernungen und der Transportnothwendigkeit ergeben, einen allgemeinen Kern, der unter allen Umständen bestehen bleibt und sich geltend macht, welche sociale Organisation man auch ins Auge fassen möge. Von der Seite solcher durchgreifender Wahrheiten genommen, bringen die Betrachtung der Volkswirthschaft und das Studium der zugehörigen Theorien wirkliche Frucht. Durch solche Unterscheidung kommt man hinter diejenigen Bestandtheile, die an der Wissenschaft von dem, was wirthschaftlich besteht, unrichtige Erklärungen und Gesetze enthalten, weil stillschweigend oder ausdrücklich falsche Voraussetzungen über die Wirkung der socialen Zustände zu Grunde liegen.

Uebrigens ist es an der Volkswirthschaftslehre am sichtbarsten,

wie eine moderne Wissenschaft den Universitäten nicht nur nichts zu verdanken hat, sondern auf ihnen nur verdorben worden ist. Die Nachweise dafür habe ich bei verschiedenen Gelegenheiten, am übersichtlichsten aber in der von mir geschriebenen Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus geführt. Keine einzige wirklich bedeutende Vertretung des Faches hat sich je auf Universitäten vorgefunden. Alle grossen Namen und Grundwerke der Volkswirthschaftslehre gehören der freien Literatur an. Dahin wende man sich, wenn man das Studium bis zur unmittelbaren Kenntnissnahme von den verschiedenen Systemen ausdehnen und seine Vorstellungen durch umfassendere Lectüre bereichern will. Heute aber kann der entwickeltste Standpunkt nur ein System ergeben, in welchem die eigentliche Socialität mitberücksichtigt wird. Was ich in meinen Grundwerken socialitäre Volkswirthschaftslehre genannt habe, ist die Vereinigung der socialen Kritik und der positiven Lehren von socialer Umschaffung mit den Naturnothwendigkeiten aller Volkswirthschaft.

Es giebt auch menschliche Naturnothwendigkeiten, und auf ihnen beruht dasjenige an den geselligen Einrichtungen, was sich nicht abändern lässt. Es giebt aber noch eine andere Art von menschlichen Nothwendigkeiten, die erst aus dem gereiften Bewusstsein stammen und daher erst entstehen, sobald Menschen die betreffenden Einsichten in sich ausgebildet haben. Solche Nothwendigkeiten treiben alsdann im edelsten Sinn zur Umschaffung der Verhältnisse. Von Freiheit und Gerechtigkeit hat man zu den verschiedensten Zeiten einige Begriffe gehabt; aber im höchst entwickelten Streben und Denken sind davon jetzt vollkommenere Vorstellungen vorhanden, als jemals sonst in der antiken oder modernen Geschichte. Der antike Mensch war in seinem Charakter zu unzulänglich, um sie zu entwickeln, und doch hat man sich in dieser Beziehung so sehr an Griechen und Römer gehalten.

Die Gerechtigkeit ist als etwas anzusehen, dessen Untersuchung vom höhern Standpunkt nur dann lohnt, wenn dabei eine Sicherheit der Grundsätze und Folgerungen erzielt werden kann, die derjenigen der Mathematik gleicht. Derartiges ist aber erreichbar, wenn man nur will. Mein leitendes Princip der vom Wissen beleuchteten Rache ist ein entscheidender Anfang. Jedoch muss man überhaupt davon ausgehen, dass nicht allgemeine Schablonen, sondern, wie in der Mathematik, die Unter-

suchungen des Besondern und Einzelnen die absoluten Wahrheiten liefern, unter denen man dann die Axiome schon von selbst herausfinden wird. Was man Jurisprudenz nennt, und was, nebenbei bemerkt, grade mein eigentliches Fachstudium gewesen, ist eine beschränkte autoritäre Disciplin und keine Wissenschaft. Ueberhaupt meine ich hier die Gerechtigkeit in jenem weiten Sinne, in welchem sie über allen Einrichtungen steht und nicht blos, wie man das nennt, von der Geschichte, sondern, wie ich es verstehe, auch vom Einzelnen in souveräner Weise geübt wird. Die hiezu erforderliche Aufklärung und Einsicht hat nun aber mit Juristerei, Politik und Geschichtsdarstellung im herkömmlichen Sinne nichts zu schaffen. Sie hat sich gegen die Falschheiten dieser drei Dinge zu setzen und sich so zu dem höchsten Standpunkt der Freiheit zu erheben.

Politik ist, wie schon das Alterthum zeigt, bisher wesentlich eine Kunst der Andere unterwerfenden Selbstsucht gewesen, und ihre Mittel, ob nun brutal oder geistig, waren jederzeit danach und zwar in den Thaten wie in den Lehren. Ein antipolitischer Standpunkt ist demgegenüber von nun an das einzig Gerechte. Um mich jedoch bestimmter auszudrücken, erinnere ich daran, dass jegliche Zuschreibung von Gewalt, d. h. jegliche Verwandlung einer blossen Macht in angebliches Recht, vom Standpunkt unserer heutigen höhern Einsicht bereits verwerflich ist. Von der Autokratie bis zur Demokratie giebt es eben nur Kratien, d. h. Gewaltzuschreibungen, und in diesem Sinne sind alle Herrschaften schon als solche unberechtigt. Die Zustände wollen daher, wie ich es nennen möchte, im antikratischen Sinne studirt und behandelt sein, mag es sich nun um Gegenwart und Zukunft oder um die Kritik und das Verständniss abgelaufener Geschichte handeln. Der Umstand, dass eine Anzahl dem Einzelnen gegenübersteht, macht diese, auch wenn sie die Gesammtheit wäre, noch nicht zu etwas, was sich, blos weil es eine grössere Zahl oder Mehrheit ist, seinem Willen aufdrängen und sich über ihm als eine sogenannte Obrigkeit constituiren dürfte. Vielmehr ist es die erste und oberste Lüge aller politischen Theorie, an die Nothwendigkeit einer solchen Ueberordnung glauben machen zu wollen. Das antikratische Princip ist nunmehr das Einzige, welches diesem proton pseudos, dieser Urtäuschung, den Krieg macht. Von diesem Princip hängen die vollkommene Freiheit und Gerechtigkeit ab. Freilich ist es bei dieser kurzen Erwähnung

des noch sehr neuen Gegenstandes nicht möglich, allem Missverständniss zu begegnen.

Einige Frucht kann aber dennoch nach der theoretischen Seite hin sofort erzielt werden. Es fällt nämlich eine Menge Stoffgerölle, mit dem man sich sonst befasst, hiemit hinweg. Namentlich wird auch der geschichtliche Kram mehr als blos decimirt; nicht etwa ein Zehntel davon ist es, was bei Seite zu thun, sondern es ist kaum ein Zehntausendtel, was davon noch anzusehen und zu honoriren übrigbleibt. Mit einigem positiven Nutzen lässt sich allenfalls noch französische Revolutionsgeschichte, namentlich das erste Halbjahr von 1793, eingehender studiren, und überdies sind ein paar Vorkommnisse in unserm Jahrhundert hier und da von Interesse. Uebrigens ist aber auch die Culturgeschichte gar zu embryonisch; sie ermangelt des Compasses wahrer Cultur. Selbst ein Buckle, der doch gegenüber den Staats- und Geschichtsbedienten noch ein wahres Licht ist, hat gar viel, was hinfort die entwickeltsten Elemente der Menschheit nicht mehr interessirt. So legt er noch Werth auf das Verhalten der Religionsbedienten und behandelt die Kämpfe verrotteter politischer Parteien und entsprechender Gesellschaftsclassen um die Stücke des Regierungsmonopols wie Angelegenheiten, an denen man heute noch theilnehmen könnte. Erst eine richtige Vorstellung von wahrer Cultur kann auch nützliche Rückblicke auf die Vergangenheit ermöglichen. Alle solche Rückblicke haben aber nur Sinn und Berechtigung, wenn sie im Dienste der Vorblicke und der Thaten stehen, die dem noch kommenden Leben der Menschheit gelten.

Religion und Metaphysik kann man sich sparen. Sie haben die Bedeutung von Astrologie und Alchymie. Das Wesen beider ist Trug, einmal in gröberer und dann in feinerer Gestalt. Die erste ist vornehmlich semitischer, die zweite hauptsächlich altgriechischer Trug. Was aus beiden zusammencopulirt ist, heisst auf Universitäten Philosophie, und unter diesem Namen trifft man dort und auch in der verwandten Literaturumgebung ausseruniversitärer Art nichts Gediegenes an. Im Hinblick hierauf ist das Wesen der Philosophie heute in allen Ländern, diesseits und jenseits des Oceans, in Europa und in Amerika nichts als Metaphysik, Hohlheit und Betrug. Soweit die Specialwissenschaften davon inficirt sind, taugen sie nichts. Man hüte sich also vor Zeitvergeudung und dem moralischen Gifte metaphysischer

Spitzbüberei und Narrheit. Ganz besonders werfe man aber Alles zur Seite, was sich Psychologie nennt; denn unter dieser Rubrik ist in der Welt noch nichts Gescheutes geschrieben und docirt worden. Der metaphysische Ichwahn steckt speciell dieser Disciplin nicht blos im Titel, sondern auch regelmässig im Leibe.

Man könnte den entschieden materialistischen Standpunkt ausnehmen wollen; aber er wird von den Universitätlern ohnehin gar nicht zur Philosophie gerechnet, was ihm zur Ehre gereicht. Jedoch ist er meist roh und überdies leicht mit einer eignen Art Metaphysik der Materie behaftet. Aber auch dann, wenn er sich rein hält, kann er nur die unterste Grundlage abgeben. Eine echte Weisheitslehre kann sich mit diesem Piedestal nicht begnügen. Sie richtet sich auf die Wirklichkeit nicht blos im Untergrunde, sondern auch auf den Höhen. Eine von philosophastrischem Gespensterglauben freie und überdies redliche Wirklichkeitslehre kennt anstatt Metaphysik nur Seins- und Sachschematik, ein klares Gebiet, welches allenfalls auch Sachlogik heissen könnte, obwohl auch der Name Logik nicht blos durch Hohlheit, sondern auch durch metaphysische Verzerrung als gemeiniglich prostituirt gelten muss. An Stelle der abergläubischen und ungediegenen Psychologie tritt Bewusstseinslehre, ein deutliches, von der Selbstwahrnehmung getragenes und glücklicherweise auch nicht sehr umfangreiches Gebiet.

Doch ich kann hier nicht weiter auf Philosophie eingehen. Den Namen habe ich auch in den Titeln meiner eignen Bücher zu brauchen gehabt; die Sache aber ist doch etwas wesentlich Anderes geworden, als sie in der bisherigen Geschichte, selbst in den verhältnissmässig besten Vertretungen, irgend gewesen. Wenn Jemand, wie ich, sein ganzes Leben dazu aufgewendet hat, nicht nur echte Aufklärung grade in den am meisten umdunkelten und mit dem feinsten Truge verschleierten Gebieten zu schaffen, sondern vor allen Dingen auch neue positive Wahrheiten aufzufinden, so muss ihn schon der blosse Name Philosophie, auch wenn er ihn selber des Herkommens wegen nicht immer vermeiden kann, unter den heutigen Verhältnissen anwidern. Das möge man nun, als sehr ernstgemeint, bei allem Studium beherzigen und Dinge, die dem frischen Leben und der Zukunft angehören, nicht mit den geistigen Verwesungsresten eines abgestorbenen Zustandes der Menschheit oder gar mit dem, was jederzeit Lug und Trug war, zusammenwerfen.

An die Wissenschaft und Lehre vom Menschen grenzt nachbarlich die

Schöne Literatur

als ein Gebiet der Geistesbethätigung, welches in seiner modernen Gestaltung einen grossen Theil der Aufklärung und des Reformatorischen in sich aufgenommen, ja in wesentlichen Beziehungen, wie bei Voltaire und Rousseau, erst neu herausgearbeitet hat. Auch die geniessbarere Geschichtsschreibung, die nicht den verlehrten Stempel trägt, gehört einigermaassen hieher, und hiefür ist Voltaires Buch über Geist und Sitten der Nationen die noch heute werthvollste Beurkundung. Jedoch auch die Poesie hat seit der Einlenkung in das mehr Moderne, also auf deutschem Boden mit dem 18. Jahrhundert, sich den reformatorischen Antrieben nicht entziehen können. Im 19. aber ist sie in ihrer Vertretung durch dessen Hauptgrössen, Byron und Shelley, gradezu in den Kampf der Menschheit miteingetreten.

Geht man also von der Schwelle der neuern Zeit aus, indem man auf Cervantes und Shakspeare blickt, und schreitet dann fort, bis man über die glacirte und verschnürte, kaum in der Komik aufathmende französische Hofpoesie hinweg zur verstandbegabten Prosa Voltaires und Rousseaus gelangt, so befindet man sich schon bei der entschiedenen Eröffnung etwas ernsterer moderner Gänge im leichten belletristischen Gewande. Gemischter und weniger deutlich gestaltet sich die eigentliche Poesie auf deutscher Erde in Goethe und Schiller. Der Uebergang nach England, also vor Allem zu Byron, als dem internationalen Dichter, der die geistige Revolution mit seiner poetischen Gesellschaftskritik fortsetzt, bietet wieder mehr Sicherheit und Entschiedenheit dar. Selbst die nebenhergehende und sich vornehmlich in Deutschland breitmachende Verzerrung der Literatur durch Juden, wie Börne und Heine, hat nicht umhin gekonnt, sei es polternd, sei es hanswurstartig, hinter dem Wagen freiheitlicher und menschheitlicher Ideen sich ein Geschäftchen zu machen, welches gern als Stossen und Mithülfe angesehen sein wollte.

In aller Poesie walten die Gemüthskräfte vor, und es ergeht sich die Phantasie in Arten und Weisen, die einer eigenthümlichen Gattung von Correctiven bedürfen. Ausser den Nebeln, in welche die Dichtung von Resten der Religion und Metaphysik gehüllt wird, verfällt sie auch noch einer ihrem Gebiet eigen-

thümlichen und ausschliesslich angehörigen Art von Täuschung. Sie übt daher vielfach einen Trug, welcher zu dem der Religion und dem der Metaphysik als ein Drittes hinzutritt, was man bisher noch nicht ins Auge gefasst hat. Bei der Herausgabe meiner Arbeit über die Grössen der modernen Literatur wird sich grade dieser Trugbestandtheil in der Poesie als ein wesentlicher Gegenstand durchgreifender Kritik offengelegt finden. Hier aber kann keine Untersuchung angestellt, sondern es kann nur darauf hingewiesen werden, wie ein Compass für die Befassung mit dem belletristischen Gebiet unentbehrlich sei. Die Ruhe des Gemüths und die Klarheit des Verstandes werden in der Ueberlassung an die poetischen Eindrücke nur dadurch gewahrt, dass man an die dichterischen Affecte und Phantasien das Maass der Wahrheit und zwar der Wahrheit aus allen Gesichtspunkten anlegt. Es giebt mehrere Seiten, von denen die modernen Literaturgrössen noch nicht betrachtet worden sind, und grade auf diese Seiten habe ich seit ein paar Jahrzehnten besonders geachtet. So bin ich schliesslich zu der Ueberzeugung gelangt, dass eine Darstellung und Kritik des Wesentlichen der schönen Literatur, wenn dabei alle Mittel des Wissens, Strebens und Empfindens vereinigt zu Hülfe genommen werden, einen wesentlichen Fortschritt der Selbstausbildung bewirken muss. Einerseits wird ein neues und populär sehr weittragendes Stück Emancipation von solchen Bildungsfesseln durchgeführt, die man als solche noch am wenigsten erkannt hat. Andererseits aber wird die Möglichkeit eröffnet, unter Meidung des Schadens und mit gehöriger Unterscheidung an das wirklich Wohlthätige heranzutreten, was für Sinn und Herz zur Verfügung steht.

Schriften desselben Verfassers.

1. **Philosophische:**

†**De tempore, spatio, causalitate atque de analysis infinitesimalis logica.** Berlin 1861. 3 M.

†**Natürliche Dialektik,** neue logische Grundlegungen der Wissenschaft und Philosophie. Berlin 1865. 4 M.

Der Werth des Lebens, populär dargestellt. 3. Auflage. Leipzig 1881. Fues. 6 M.

Cursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung und Lebensgestaltung. Leipzig 1875. Heimanns Verlag. 9 M.

Logik und Wissenschaftstheorie. Leipzig 1878. Fues. 9 M.

Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. 3. Auflage. Leipzig 1878. Fues. 9 M.

2. **Volkswirthschaftliche und socialitäre:**

Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft. 12 Briefe. München 1865. Merhoff. 2 M. 50 Pf.

†**Capital und Arbeit,** neue Antworten auf alte Fragen. Berlin 1865. 3 M. 50 Pf.

***Kritische Grundlegung der Volkswirthschaftslehre.** Berlin 1866. 8 M. 40 Pf.

Die Verkleinerer Carey's und die Krisis der Nationalökonomie, sechzehn Briefe. Breslau 1867. Trewendt. 3 M.

Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus. 3. Auflage. Leipzig 1879. Fues. 9 M.

Cursus der National- und Socialökonomie, einschliesslich der Hauptpunkte der Finanzpolitik. 2. Auflage. Leipzig 1876. Fues. 9 M.

3. **Vermischte:**

†**Die Schicksale meiner socialen Denkschrift für das Preussische Staatsministerium,** zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Autorrechts und der Gesetzesanwendung. (1868.) Heimanns Verlag in Leipzig. 1 M.

Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Culturfrage. Mit einer weltgeschichtlichen Antwort. 3. Auflage. Karlsruhe 1885. Reuther. 3 M.

Die Ueberschätzung Lessing's und dessen Anwaltschaft für die Juden. Karlsruhe 1881. Reuther. 1 M. 80 Pf.

Sache, Leben und Feinde. Als Hauptwerk u. Schlüssel zu seinen sämmtlichen *Schriften.* Mit seinem Bildniss. Karlsruhe 1882. Reuther. 8 M.

Der Ersatz der Religion durch Vollkommeneres und die Ausscheidung alles Judenthums durch den modernen Völkergeist. Karlsruhe 1883. Reuther. 4 M. 50 Pf.

4. Mathematische und naturwissenschaftliche:

Neue Grundmittel und Erfindungen zur Analysis, Algebra, Functionsrechnung und zugehörigen Geometrie, sowie Principien zur mathematischen Reform nebst einer Anleitung zum Studiren und Lehren der Mathematik. Von Dr. E. Dühring und Ulrich Dühring. Leipzig 1884. Fues. 12 M.

Neue Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie. Erste Folge. Leipzig 1878. Fues. 3 M.

Robert Mayer der Galilei des neunzehnten Jahrhunderts. Eine Einführung in seine Leistungen und Schicksale. Mit seinem Portrait in Stahlstich. Chemnitz 1880. Schmeitzner. 4 M.

Kritische Geschichte der allgemeinen Principien der Mechanik. Von der philosophischen Facultät der Universität Göttingen mit dem ersten Preise der Beneke-Stiftung gekrönte Schrift. Zweite theilweise umgearbeitete und mit einer Anleitung zum Studium der Mathematik vermehrte Auflage. Leipzig 1877. Fues. 9 M.

In dem Urtheil der Göttinger Universität, die den Namen des Verfassers nicht wusste, heisst es:

„Mit vollständigster und freiester Beherrschung der Sache und erstaunlicher Ausdehnung genauester literarischer Kenntniss sind nicht nur alle wesentlichen Punkte erörtert, sondern eine grosse Anzahl kleinerer Discussionen, welche die Facultät nicht für unerlässlich gehalten hätte, aber mit Dank anerkennt, da sie überall dem volleren Verständniss des Gegenstandes dienen, bezeugen zugleich die grosse Liebe und die Umsicht, mit welcher der Verfasser sich in seine Aufgabe vertieft hat. Dem ausserordentlichen so aufgehäuften Stoffe entspricht die Fähigkeit zu seiner Bewältigung. Durch feines Gefühl für klare Vertheilung der Massen ist es dem Verfasser gelungen, zugleich auf die ganze geistige Signatur der Zeitalter, auf den wissenschaftlichen Charakter der leitenden Persönlichkeiten und auf die fortschreitende Entwickelung der einzelnen Principien und Lehrsätze ganz das belehrende geschichtliche Licht fallen zu lassen, welches die Facultät vor allem gewünscht hatte. Die ursprünglichen Aufgaben, an deren Behandlung jedes neue Princip oder Theorem entstand, sind überall mit vollendeter Anschaulichkeit reproducirt und die allmälige Umformung, die jedes erfahren hat, durch alle Zwischenglieder sorgfältig verfolgt. Die Berührungen der mechanischen Gedanken mit der philosophischen Speculation sind nirgends vermieden; sie sind nicht nur in eigenen Abschnitten entwickelt, sondern der feine philosophische Instinct, der den Verfasser auch auf diesem Boden leitet, ist ebenso deutlich in einer grossen Anzahl aufklärender allgemeiner Bemerkungen sichtbar, welche an schicklichen Stellen in die Darstellung der mechanischen Untersuchungen verflochten sind. Den angenehmen Eindruck des Ganzen vollendet eine sehr einfache, aber an glücklichen Wendungen reiche Schreibart. Voll Befriedigung, sich als die Veranlasserin dieser schönen Leistung zu wissen, durch welche ihre Aufgabe vollständig gelöst und viele Nebenerwartungen übertroffen sind, zögert sie nicht, dem Verfasser den ersten Preis hierdurch öffentlich zuzuerkennen."

Für das mit einem * bezeichnete Buch ist die Verlagshandlung eingegangen und befinden sich die wenigen restirenden Exemplare bei dem Verfasser, Adresse Zehlendorf bei Berlin, von wo solche gegen vorgängige Einsendung des Betrages zu beziehen sind. — Die mit einem † bezeichneten Bücher sind vergriffen.

Bemerkung zum Schriftenverzeichniss
über die Plagiirung der neuen Grundgesetze zur Physik und Chemie.

Die im Verzeichniss aufgeführte Schrift „Neue Grundgesetze“ etc. erschien im Mai 1878 und erhielt sofort durch den Buchhandel eine umfassende Verbreitung im Inlande und nach Verhältniss der Sprache auch im Auslande. Ueberdies waren schon vorher Prospecte derselben an zahlreiche Fachgelehrte, sowie an Akademien des In- und Auslandes versendet worden. In diesen Prospecten war insbesondere das von meinem Sohn Ulrich entdeckte und von ihm in der Schrift selbst mit einer vollständigen Theorie und praktischen Anwendungen ausgestattete Siedegesetz wörtlich formulirt. Die einzige Aufmerksamkeit jedoch, welche die Gelehrten dieser Schrift widmeten, bestand darin, dass sie dieselbe recht erfreulich kauften, sich aber, wie des Näheren nachher deutlich werden wird, auch nachträglich deren neuen Inhalt für sich, wie der Volksausdruck lautet, zu kaufen versuchten. Sie schwiegen Jahr und Tag über die Schrift in den Fachjournalen, gaben aber mündlich die Parole aus, es sei in der Schrift nichts Neues enthalten, das darin Enthaltene vielmehr schon überall zu lesen, und ich hätte mich mit dieser Schrift ganz besonders blamirt. Dies war die eine Seite des liebenswürdigen Gelehrtenverhaltens, dessen allgemeine moralische Signatur in früheren berühmten Fällen seit meiner Schrift über Robert Mayer auch dem weiteren Publicum eindringlicher bekannt und durchschaubar geworden ist. Die andere, noch unwürdigere Seite, die das Zubehör hiezu bildete, zeigte sich bald und zwar zuerst in Deutschland, dann aber auch im Auslande. Als Beispiele, führe ich nur folgende Fälle an, weil sie sich weniger auf das von mir Herrührende, als vielmehr speciell auf das ebenso einfache als wichtige, darum aber auch handgreiflich verständlichere und zu handgreiflicher Aneignung äusserst bequeme Gesetz meines Sohnes über die correspondirenden Siedetemperaturen beziehen. Ich für mein Theil bin an die edlen Manieren der Gelehrten, an gleichzeitige Verschweigung und Plünderung meiner Schriften durch sie, genugsam gewöhnt und hätte viel zu thun, wenn ich Derartiges im Einzelnen verfolgen wollte.

Zuerst ist ein Theil des Gesetzes der correspondirenden Siedetemperaturen seitens eines Professors Winkelmann durch Vermittlung eines Mitgliedes der Münchener Akademie, eines Professors von Jolly, als neue und angeblich Herrn Winkelmann gehörige Entdeckung Juni 1879 jener Akademie vorgelegt und in deren Abhandlungen in Gestalt eines Aufsatzes des Herrn Winkelmann veröffentlicht worden. Obenein ist die Aufnahme einer sachgemässen Reclamation, die mein Sohn an Herrn von Jolly eingesendet hat, von diesem Herrn verweigert worden. Schon kühner geworden, hat später Herr Winkelmann in einer Abhandlung der Wiedemannschen „Annalen der Physik“ (Jahrgang 1880) sich wesentlich den Hauptinhalt des Gesetzes der correspondirenden Siedetemperaturen unter Umhüllung mit einer unerheblichen Abänderung angeeignet und diese Manipulation dadurch gekrönt, dass er zugleich das Gesetz dem Publicum gegenüber ostensibel als unwahr signalisirte. In diesem Fall gelang es meinem Sohn, wenigstens einen Artikel zum Schutz seines Gesetzes in die Annalen eingerückt zu erhalten.

Das vollständige Gesetz auch ohne den Schein einer Abänderung ist im Februar 1880 der Pariser Akademie der Wissenschaften als die neue Entdeckung eines Herrn P. de Mondesir durch ein Mitglied dieser Akademie, den bekannten Chemiker H. Sainte-Claire Deville vorgelegt worden, und ist der betreffende Artikel des Herrn de Mondesir auch damals in den „Comptes Rendus“ erschienen. Alsdann wurde das Gesetz meines Sohnes in dem Incognito einer französischen Entdeckung in deutsche Fachzeitschriften übernommen, wogegen er zunächst im „Chemischen Centralblatt“ (December 1880) reclamirte. Dieselbe Reclamation, nur in französischer Sprache, war von ihm dem betreffenden Secretär der französischen Akademie mit dem Ersuchen um Aufnahme in die „Comptes Rendus“ zugesendet worden. Sie fand sich aber nur in wesentlicher Fälschung der

Worte und des Sinnes (ebenfalls December 1880) zum Abdruck gebracht, so dass mein Sohn für diese ihm untergeschobene Fassung nicht verantwortlich ist. Später haben sich zu den Genannten auch noch Andere gesellt, welche mit jenen und unter sich nunmehr über die Priorität der Aneignung markten mögen. So haben beispielsweise auch ein holländischer Professor Waals und ein preussischer Professor Clausius. unter verschiedenen aber schlecht verhüllenden Masken, in ihrer Manier das Gesetz als ihr eignes reproducirt. Bezeichnenderweise ist die verzerrte Reproduction des letztern Herrn frischweg auch schon collegialisch nachtreterisch in Lehrbücher aufgenommen worden, wie z. B. gehorsamst in den Nachtrag des Jaminschen Cursus der Physik (1883), welches Buch auch übrigens in seiner 3. Auflage durchgängig unsolider und unbehülflicher gerathen ist als in seiner ersten Bearbeitung durch den ursprünglichen Verfasser.

Die Thatsachen, aus denen mein Sohn das Gesetz erkannte, standen seit mehreren Jahrzehnten in Fülle Jedermann zur Verfügung; aber erst als seine Entdeckung veröffentlicht war, sprossten in den darauf folgenden Jahren allerorten die Nachentdeckungen hervor. Er selbst konnte es nicht eher finden, als geschehen; denn er ist erst, als schon die Thatsachen vorhanden waren, geboren und hat dieses Gesetz, welches von grosser physikalischer und chemischer Tragweite ist, in seinem 15. Lebensjahre aufgefunden. Wenn nun, nachdem er die fragliche sehr umfassende Wahrheit, um die sich 70 Jahre früher ein Dalton vergebens bemüht hatte, gesehen, auch andere ältere Leute, die schon Jahrzehnte vorher sie hätten sehen sollen, nun plötzlich sehen lernten, so ist dies wohl verständlich genug.

Es ist aber in derartigen Dingen oft noch mehr Komik, als schon der Rückimport deutscher Originalwaare aus dem Auslande in sich schliesst, wie er auch einst R. Mayer gegenüber prakticirt worden war. Es hat nämlich die Münchener Akademie in der ganzen Plagiatangelegenheit nicht blos die Palme der Priorität für sich, sondern offenbar auch den Apfel der höchsten Komik abgeschossen. Bei allem moralischen Ernst der Sache hat sie dennoch, wie die Leser der Gruppe meiner mathematisch naturwissenschaftlichen Schriften wissen, schon einmal den Humor rege gemacht. Die Akademie der alten Mönchestadt hatte nämlich einen Dr. G Berthold mit der Abfassung einer Geschichte der Physik beauftragt und dieser nichts Besseres zu thun gewusst, als sich unbekannterweise an mich zu wenden, um dazu Disposition und Materialien von mir zu bekommen, die ich selbstverständlich nicht verabfolgt habe. So ist der Münchener Akademie das Schicksal erspart worden, auf jene Weise vom Vater zu zehren; indessen der Sohn ist, wie erwähnt, nicht ganz heil davongekommen. Jedoch auch er weiss sich gegen Anzehrungen zu wehren, und das Schicksal des zu wenig wehrhaften R. Mayer ist ihm ein zur Warnung leuchtendes Beispiel geworden. Auch bei diesem hatten die Thatsachen, auf Grund deren er seine neue grosse Wahrheit entdeckte, mehrere Jahrzehnte lang aller Welt zur Verfügung gestanden; aber erst als er sie 1842 veröffentlicht hatte, schossen in den nächsten Jahren im In- und Auslande eine ganze Anzahl Nachentdecker auf. Im Fall R. Mayers gesellte sich aber zu den Beraubungen noch ein besonderes Gelehrtenverbrechen, welches schlimmer war als das gegen Galilei verübte und in meiner Schrift über R. Mayer dem Publicum dargelegt worden ist Diese Schrift hat ausser ihrem persönlichen Gegenstande überhaupt noch die allgemeinere Bedeutung, die tiefe moralische Verderbniss und intellectuelle Verkommenheit der gewerbsmässigen Gelehrtenclasse sichtbar zu machen und zu zeigen, wie diese Classe gegenwärtig eine ähnliche Rolle spielt, wie vor ihr ausschliesslich die Priester. Es ist daher kein Wunder, wenn der mit allen Mitteln betriebene und, wenn verübt, mit allen Mitteln aufrechterhaltene Ehrendiebstahl und andere verwandte saubere Stückchen in der Gelehrtenclasse mehr grassiren, als in der ungelehrten der gemeine Diebstahl und die sonstigen Gaunerstreiche.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

88 257ST2 53 005 ER



DATE DUE

NOV 2 0 198[illegible]

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

